Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Fünfzehnter Theil.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren.
Alamontade.
Blätter aus dem Tagebuch des armen Pfarr-Vikars von Wiltshire.
Die Bohne.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Sehnsucht
nach dem
Schauen des Unsichtbaren.
Psalm.

Dich sucht mein Geist!
Dich Vatergeist, Dich Unerschaff'nen,
Jehova, Allah, Budda, Brama, Dich!
Um dessen ew'gen Thron im ew'gen All
Der Sonnen Myriaden brennen,
Den die Jahrtausende des Erdsterns nennen,
Und bebend ahnen, und nicht kennen!
Ich suche Dich.

Ich suche Dich;
Warum verhüllst Du Dich?
Bist Du es nicht, der mich zu werden hieß?
Rief ich mich selbst hervor, als ich nicht war?
Ich bin nur Licht aus Deinem Licht,
Und wunderbar gehüllt in dieses Erdsterns Asche.
Du bist mein Vater, Du, des Weltalls Vater;

Dich ruft Dein Kind, es ruft, und kennt Dich nicht, —
Warum verbirgst Du Dich vor meinem Angesicht?

Ich suchte Dich.
Ich flog empor in des Gebets Entzücken;
Der Leichnam sank zum Staub,
Der Liebe Thränen deckten seine Augen;
Die Seele irrte über'm Sternenzelt.
Sie suchte ahnend Dich von Welt zu Welt,
Und rief, und alle Welten riefen wieder:
Weltvater, offenbare Dich! — —
Doch schweigend hört' es die Unendlichkeit.
Die Sonnen flogen ab und auf,
Die Erden liefen ihren Lauf;
Im ehernen Gesetz der Ewigkeiten
Bewegte sich das All des Seins.
Und ich erwachte schaudernd, liebend, weinend
Vom Glaubenstraum.
Wohl donnerte um mich der Odem der Natur;
Doch Deine Vaterstimme schwieg.
Dich sah ich nie, nur Deines Waltens Spur.

Ich suchte Dich,
Den alle Geisterzungen preisen?
Ich horchte auf das Wort der Heiligen und Weisen.

Und Priester, Bonzen, Imans, Lama's,
Sie lehrten laut von Deiner Herrlichkeit. —
Von Deiner Herrlichkeit?
Nein, heil'ger Urgeist aller Wesen,
Sie predigten nicht Dich, — nur sich!
Du bist es nicht, zu dessen Ruhm
Sie ihre Glaubensdolche schleifen;
Du nicht, zu dessen Ruhm sie Scheiterhaufen bau'n;
Du nicht, in dessen Namen
Des Hohenpriesters Stolz vom Hochaltare flucht.
Sie predigten nicht Dich, nur sich.
Im wüsten Wahnsinn, ohne Deine Spur,
Sind sie die Wildesten der Ungeheuer nur.

Ich suchte Dich,
O du allgegenwärtiger Verborgner!
Ich wankte mit der Forschung Fackel
Zu den geheimen Kammern der Natur.
Ich sah des Lebens niegemess'nen Strom
Durch Thier- und Pflanzenfluren brausen;
Im Essigtropfen das bewohnte Meer;
Im Grashalm eine Stadt lebend'ger Wesen;
Den Erdball, als ein Riesenthier des Himmels.
Ich sah Kristallen aufgelös't in Duft,
Aus unsichtbarem Gas Weltmeere strömen.
Des Zitters Geist durchzuckte die Gebilde

Mit schöpferischer Wunderkraft;
Hier im Magnetenzug des Eisens,
Dort in des Fisches Krampfschlag;
Am Pol der Welt, als Flammenfittig, glänzen,
Und aus der Sommerwolke donnernd segnen.

Und einsam stand ich, schaudernd,
Zuletzt an den Gestaden der Natur,
Wo sich am trägen, todten Stoff,
Im All der Dinge, bildend und vernichtend,
Das rege Wogenspiel des Lebens bricht.
Da rief ich laut: O Gott, mein Gott, wo bist
Du?
Dies todte Nichts und dies lebend'ge Spiel,
Das sich im ew'gen Streit verschlingt und
trennt, —
Ist dies des Lebens unerschaff'ner Urquell? — —
Fürwahr, ein einziger Gedankenblitz
Aus meinem Geist durch dieses Chaos
Ist göttlicher, als dieser blinde Sturm!
Ich schwebe ob der Elemente Tiefen,
Mir selbst bewußt ob dem sich Unbewußten,
Ein Licht, hell über Finsternissen,
Ein Wille über willenloser Gährung!
Wer sagt, der Dinge Urquell schaffe hier?
Wo ist die Liebe? und die Weisheit wo?
Wo das Erbarmen und die Heiligkeit?

Er, der das Ohr gepflanzet, sollte der
Nicht hören? Sehen nicht,
Der mir des Auges Wunderstrahl verlieh'n?
Er, der die Geister lehret, was sie wissen! *)
Den Allbelebenden hab' ich gesucht,
Und fand das Leben nur.
Ich suchte den Allwissenden,
Und traf nur seiner Weisheit Spur.
Ich suchte den Barmherzigen,
Und fand die Liebe nur!

Ich suchte Dich.
Ich fragte in den Himmeln,
Wo Sirius und wo Orion lodern,
Wo ihren ew'gen Reigen um den Pol
Kassiopeja und Bootes tanzen,
Wo durch des Mondes phosphorhelle Felder
Der Ringgebirge Schlackentrümmer laufen —
Es scholl kein Laut.
Ich sah des Jupiter schneeweiße Achsen,
Der Venus wandelbaren Halbmond,
Und schweigend schritt, vom goldnen Reif umfangen,
Saturnus sonnenfern und Uranus.
Ich stieg zur Sonne, wandelte

*) Psalm 94, 9, 10.

Durch ihrer Lichtgewölke ungeheure Ebnen.
Es bebte das Gewölk, und schmolz.
Ein Krater schloß sich auf vor meinen Füßen,
Und zeigte mir des Weltballs finstern Grund,
Ich sah das Niegesehene — —
Nur Dich, mein Vater, nicht!
Von Stern zu Stern, bis alle Sterne schwinden,
Bis wo ein falbes Nebellicht,
Aus der Unendlichkeit entfernten Hallen,
Von niegeseh'nen Sonnen bricht,
Drang betend meine Sehnsucht auf.
Ich sah das Unergründliche;
Im Unergründlichen Dein Walten;
Der Welten schweigenden Gehorsam.
Ich sah das ew'ge Vaterhaus — —
Den Vater sah ich nicht.

Und schaudernd sank ich aus den niegemess'nen Höhen
In meinen Staub zurück,
Und weinte laut:
Er, der dies Wunder-All gebaut,
Er, der im Hause der Unendlichkeit
Den Myriaden Wonnen streut,
Bedarf er mein?
Doch hat er mir sein Haus geschenkt!
Wer bin ich, daß er mein gedenkt?
Und doch gedenkt er mein.

Ich suchte Dich!
Es zogen die Geschlechter dieser Erde
Seit Anbeginn vor meinem Blick dahin.
Ich sah sie gehen und vergehen;
Der Fürsten flücht'ges Thronen
Hoch über Schweiß und Blut der Sklaven-Millionen;
Der Völker Raserei und Kampf
Um Gold und Wollust, Ruhm und Macht,
Um eines frommen Traumes Pracht.
Des Wahnsinns Glück und Schmerz ist unsre Weltgeschichte.
Es blutete das Heiligste am Kreuz;
Verbrechen führten oft zum lorbeervollen Siege.
Doch jeder Thorheit Sarg ward einer Weisheit Wiege.
Und wie aus Kohlenschutt und Asche,
Sie selbst in sich verwandelnd, himmelwärts,
Die goldne Flamme gipfelt:
So steigt, aus des Vergänglichen Getrümmer,
Der Geist des göttlichen Geschlechts
Zum Unvergänglichen empor.
Der Fuß der Menschheit wurzelt noch
Im Schlamm der alten Nacht;
Ihr Scheitel strahlt im Morgenlichte Gottes.
In Gold und Macht, in Ueppigkeit und Ruhm
Ward nur umsonst das höchste Glück gesucht.

Enttäuschung ist zuletzt der Weisen höchstes
Wissen.
Ich bin enttäuscht!

Im Staube sucht' ich Gott,
Und fand den Staub. — —
Und diese Thronen, Welten, Sonnen,
Sind Staub.
Dem Geiste ist der Urgeist nur verwandt.

Ich werde sein,
Wenn einst mein Leib nicht ist;
Ich werde sein,
Wenn dieser Erdball bricht.
Sind alle Sonnen längst verglommen,
Strahlt noch der Gottheit welterfüllend Licht.
Und ich bin Licht, aus ihrem Licht gekommen!

Im Staube nicht, im Geist ist offenbar
Die Herrlichkeit des Geistervaters.
Ich bin in ihm; er spricht in mir, durch mich.
Wer, wenn er selbst nicht, hat mich ihn gelehrt?
Wer, wenn er selbst nicht, nannte
Mir ihn, daß ich den Unsichtbaren kannte?
Wer hat mein Antlitz himmelwärts gekehrt?
Von wem erfuhr die Menschheit seinen Namen,
Wenn nicht durch ihn? Das Todte redet nicht.
Wer lehrt die Menschheit ihre Werke richten?

Mit anderm Maas, als dem des Glücks,
Als dem des Lebensaugenblicks,
Den Streit der Pflicht und des Gelüstes
schlichten?
Von wannen stammt mein heil'ger Heldenmuth,
Daß ich um unsichtbares Geistergut
Verschmähe, was die Lust des Lebens wählen
heißt? — —
Zum Staube zieht der Staub, zum Geiste zieht
der Geist.

Zu Dir! zu Dir!
Du Allerheiligster!
Du durch Dich selbst in mir Geoffenbarter!
Du wehst und flammst in mir.

Ich suche Dich nicht länger,
Im Staube nicht den Gott.
Dein Weltall ist mein Haus;
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen sollen, sind!
Ein Gott ist nur,
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen:
Und eine Ewigkeit ist alles Sein,
Und alles Sein

Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit!

Ich jauchze weinend in das Hallelujah
Der heil'gen Geisterwelt mein Hallelujah!
Ich bin, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Ich werde sein, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit,
Weil ihm die Seligkeit!
Ihm Hallelujah!

A l a m o n t a d e.

Die nachfolgende Erzählung ward im Winter von 1801 auf 1802 zu Bern niedergeschrieben, wo der Verfasser, zurückgezogen von öffentlichen Aemtern, seine Mußestunden einem nützlichen Zwecke widmen wollte. Durch Umgang hatte er manche jener Heimlich-Kranken kennen gelernt, und ihr inneres Leiden erfahren oder errathen, welche, umsponnen von Zweifeln, ihren Gott und ihre Lebensfreude verloren haben. Er wollte versuchen, den heiligen Glauben, und den Muth der Tugend wieder in ihnen aufzurichten. Der rührende Traum einer Nacht begeisterte ihn; es war ein Engel, der an ihm vorüber rauschte, den er aber vergebens anhalten wollte. Wie unvollkommen die Erzählung war, welche zuerst im Jahr 1802 (Zürich b. Orell Füßli u. Kompagnie) gedruckt wurde, erlebte sie doch in den ersten Jahrzehnden vier Auflagen. Dies ließ den Verfasser vermuthen, sich über die Güte seiner Absicht nicht ganz getäuscht zu haben. Darum gewährte er ihr gern einige nothwendige Verbesserungen. Möge sie noch manches Gemüth im Stillen erquicken und stärken.

Erstes Buch.

1.

Abbé Dillon setzte sich auf ein grünes Rasenstück am Seeufer, beschattet vom verworrenen Baumschlag, über uns hängend an der schroffen Felswand.

„Hier sind noch Plätze zur Rechten und Linken!“ sagte er, und sein Auge lud uns lächelnd ein, neben ihm zu ruhen. Roderich setzte sich, und ich folgte. Alle drei waren wir noch in der Stille beschäftigt, den Gedankengang unsers abgebrochenen Gesprächs zu verfolgen.

Jenseits des Sees glühte der Abendhimmel über den Gebirgen. Die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Schneefläche der Gletscher. In der Ferne sah man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken.

„Bei Gott!“ rief Roderich, welchen der Zauber der Abendlandschaft sehr gerührt zu haben schien: „Wie wenig gehört doch dazu, unterm Himmel glücklich zu sein! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiliget sie! Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schläft ruhiger am Mutterherzen, und die hundert hoffnungslosen Wünsche verschweben in einem Seufzer des innern Glücks!“

„Vortrefflich, mein edler Freund!“ sagte ich zu ihm: „Und wenn dies innere Glück zuletzt auch nur ein Räuschchen wäre. Ob uns die Zauberkraft des Weins, oder der Tonkunst, oder des schönen

Farbenspiels in einer Landschaft oder Anderes für einen Augenblick in den Rang der Götter setze, ist einerlei."

Der Abbé lächelte. Roderich verfinsterte sich, und sprach nach einer Weile: „Und glauben Sie nicht, daß man so recht selig sein und dauerhaft selig sein könne?"

„Recht selig? o ja!" antwortete ich: „Aber dauerhaft selig? — Ja, wenn ich Ihnen auch das zugeben soll, müssen Sie sich noch bestimmt über das erklären, was Sie „Mutter Natur" nennen. Sie, liebster Roderich, sind Dichter, ich bin leider ein hölzerner Schulweiser, der deutliche Begriffe fordert. Da treffen wir zuweilen gar nicht zusammen, während unsere Herzen doch immer harmonisch schlagen. Lassen Sie mich offenherzig reden. Ich hielt Ihren Ausruf beim Anblick der milden beleuchteten Seegegend für Folge einer angenehmen Stimmung Ihres Gemüths. Sind Sie aber immer in dieser Stimmung? Können Sie solche dauerhaft erhalten? Hängt es von Ihnen ab, sich willkührlich Empfindungen zu geben und zu nehmen? — Auch Empfindungen, auch unsere Vernunft übermannende Empfindungen gehören zur Natur. Sie sind jung, Sie lieben und werden geliebt. Eine schöne Zukunft schwimmt vor Ihnen. Ihre Phantasie treibt magisches Spiel

— Sie sind glücklich. Aber einige Jahren flattern vorbei; Ihr Blut rinnt träger; ihr Haar wird weiß, und das Paradies, das noch vor Ihnen blühet, erlischt mit der untergehenden Sonne. Der Mensch ist sich keinen Tag ähnlich."

Der Abbé wurde ernsthaft. Roderich schien etwas empfindlich zu werden. „Und, mit Erlaubniß, was nennen Sie denn Glück?" fragte er.

Ich antwortete: „Glück nenne ich Zufriedenheit, und wenn Sie wollen Vergnügen, durch Zufall. Der glückliche Mann ist es nur durch Umstände, die seinen Wünschen entsprachen. Der Arme wird durch Erbschaften, der Arbeitsame durch Segen seines Fleißes glücklich, der Ruhmdürstige durch Bekanntwerdung seines Namens, der Liebende durch Gegenliebe — aber Alles das ist Werk der Umstände und Verhältnisse. Diese ändern, und der glückliche Mann wird zum unglücklichen."

„Davon rede ich nicht," sagte Roderich: „ich spreche von einem Seelenzustande, in welchem man sich dauerhaft wohl fühlt."

„Es gibt," erwiederte ich, „es gibt auf Erden kein dauerhaftes Glück, und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben bleiben, sondern täglich wechseln. Aber ich kenne einen gewissen Zustand des Gemüths, welchen ich Seligkeit nenne, weil in diesen schönem Worte sich

dunkel in meiner Vorstellung zwei große Begriffe, Seele und Ewigkeit, verschwistern. Dieser Zustand ist unabhängig von äussern Zufällen, erhaben über den Wechsel der zeitlichen Dinge. Die Seele selbst muß ihn bereiten, und er kann unzerstörbar, ewig sein. Selbst die gewaltige Zeit, welche unsern Leib austrocknet und unser Haar bleicht, und unsere Sinne verheert, hat keine Macht über ihn. Kein Glück kann ihn vergrößern, kein Unglück ihn verringern. Mit beiden steht er ohne Verbindung; nur er selbst vergrößert das Glück und verringert das Unglück. — Ist's diese Seligkeit, diese unvertilgbare Zufriedenheit, Roderich, die Sie meinen?"

„Sie ist's!" rief Roderich.

„Tugend heißt ihr Quell. Nicht Jedermann auf Erden kann glücklich sein; aber Jedermann auf Erden kann sich jene Seligkeit bereiten. Denn in der Brust aller Sterblichen liegt das Sittengesetz, und unauslöschliche Ehrfurcht vor demselben. Der Mensch, welcher nicht vor sich selbst erröthen darf in der Erinnerung seiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, ist über das Werk der Umstände erhaben; er ist gleich selig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks. Wir haben unterm Monde nichts in unserer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir uns selbst. Aber, tugendhaft zu sein, hängt vom Wil-

len jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schicksal ist unser Meister in Allem; nur unserer Tugend kann kein Schicksal gebieten. Nach dieser Seligkeit sollen wir ringen, und, Roderich, es ist ja so schwer nicht. Handle so, daß Du Dich nie selbst verachtest! — sieh, dies ist der Faden, welcher durchs ganze Labyrinth leitet. Seelengüte gibt dem Manne jene Hoheit, jene Selbstständigkeit, welche ihn Gott-ähnlich macht, und zum Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reizlos in den Staub, und der Tod selbst wird durch ihn seiner Schrecken entwaffnet. Mit der Tugend im Herzen bin ich auf Erden im Himmel. Ich wünsche eine Ewigkeit, ein unvergängliches Fortdauern meiner Seele jenseits des Grabes, aber ich bedarf dessen nicht zu meiner Seligkeit hienieden. Der Tugendhafte, unabhängig von der Welt, die ihn umringt, erhöht über des Schicksals Sturm und Sonnenblick, erwartet selbst von der Zukunft nach dem Tode nichts. Er ist frei. So ist Gott frei. Er nimmt, was ihm zufällt; als Geschenk, als Glück, ohne es als Entschädigung für die von ihm gemachten Opfer zu begehren. Denn die ist keine Tugend, welche belohnt sein will!"

Roderich starrte vor sich nieder, versunken in Nachdenken.

Der Abbé Dillon, welcher bisher immer geschwiegen, legte seinen Arm auf mich, und drückte mich an seine Brust. „Freund,“ sagte er, „Dein Tugendhafter ist mehr, als Mensch. So hat, wie er, noch Keiner auf Erden gewandelt. Ach! wo ist die heilige Seele, welche am Grabe mit Lächeln auf die vergeltende Ewigkeit Verzicht thun kann?“ —

„Ihre Tugend ist mehr furchtbar, als liebenswürdig!“ tönte Roderich ein: „Wer ist's, der am Grabe mit Verzichtung auf die Ewigkeit ruhig hinsinkt?“

Ich antwortete: „Lieben Freunde, wenn ich einst in meiner Todesstunde kühles, unbefangenes Bewußtsein habe — wenn von diesem Augenblicke bis zum nächsten mein letzter wäre — so würde ich selbst der Mann mit der schauerlichen Verzichtung sein, wiewohl ich keiner der tugendhaftesten unter den Menschen bin. — Ich darf für meine Tugend keine Vergeltung fordern, für sie ist mir also keine Ewigkeit vonnöthen, — — und für meine Fehler noch weniger.“

Roderich sah mich mit zweifelhaften Blicken an. „Wahrlich,“ sprach er, „ich mag kaum denken, daß Sie im Ernst reden. Ihre Tugend ist eine schreckliche Göttin, welcher ich nicht huldigen kann. Kein Mensch, vom Staube geboren, wird sie jemals umarmen. Eine Tugend, die sich so

ganz selbst genug ist, daß sie weder einer Ewigkeit, noch eines Gottes bedarf, ist nur Sache eines Gottes, und nicht für das weiche, menschliche Herz."

„Sie urtheilen zu strenge!" antwortete ich: „Wir sprechen von dem, was uns dauerhafte Seligkeit gewähren könne, unabhängig vom Spiel der Umstände. Ich sage, es sei die Tugend allein, das Bewußtsein, recht gethan zu haben. Mein Haus kann ein Flammenraub werden; eine Revolution meine Rechte vernichten, mich an den Bettelstab schleudern; der Tod kann Vater, Mutter, Schwestern in meinen Armen übereilen. Ich werde leiden, sehr leiden, sehr unglücklich sein, aber dies alles ist nicht stark genug, meine innere Zufriedenheit aufzulösen. Es wird mir unter allen Uebeln noch ein Trost bleiben: das alles habe ich nicht verschuldet! Wäre mein Schmerz so groß, daß ich des Gedankens nicht Meister werden mögte: warum weinst du über das Vergängliche? hast du etwas anderes vom Staube erwarten dürfen? — so würde, was meine Seelenstärke nicht vermögte, die Zeit an mir vollenden; sie würde die Wunden heilen. Einige Jahre, und das Moos der Vergessenheit würde über den Trümmern meiner Hütte grünen und über den Gräbern meiner Geliebten. — Mit dem Gefühl der Tugend in der Brust scheu' ich das Schwert

keines Tirannen, und keinen Schierlingsbecher. Ich werde so gelassen Almosen annehmen, als ertheilen. Ich werde mit der Ruhe zum Grabe gehen, wie zu meinem Bette. — Was haben Sie dagegen, lieber Abbé, und Sie, lieber Roderich? Nennen Sie mir doch einen andern Quell von Seligkeit, als diesen! Ich weiß nur dies Eine: so lange ich tugendhaft bin, so lange ist mein innerer Frieden geschirmt, und bin ich selig. Ich bedarf keiner andern Hoffnungen. Es hängt von mir ab, gut, mithin also auch glücklich zu sein."

Der Abbé sagte: „Sie haben beinahe Recht! — Die Tugend kann Vieles zu unserer Zufriedenheit gewähren, aber nicht Alles. Irr' ich mich nicht, wenn ich glaube, Sie beide, meine Lieben, betrachten den Menschen jeder zu einseitig? Der eine von ihnen erblickt nur das sinnliche Wesen, allen Stürmen, allen schmeichelnden Lüftchen des Lebens bloßgegeben; der andere sieht ihn nur als Geist, und nur allein als solchen, unabhängig von Fleisch und Blut? — Ach! meine Lieben, fordern wir an uns, einer falschen Definition willen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Vergessen wir nicht, daß wir nicht Geist allein sind!"

Ich glaubte, den Abbé unterbrechen zu müssen, und sagte: „Sie behaupteten also, Tugend allein, und das Bewußtsein, recht gethan zu haben, sei

nicht an und für sich hinreichend, uns ganz zu beseligen?“

„Wohlan denn, ich meine nicht irre zu sein!“ erwiederte Dillon: „Sie sagten vorhin, kein Unglücksfall könne die Glückseligkeit des rechtschaffenen Mannes stören. — O Freund, ich habe doch in meinem langen Lebenslauf so manchen edeln Menschen gesehen, dem seine Tugend keinen Trost gewährte. Nehmen Sie nur einen alltäglichen Fall! Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen Biedermann, der an Hypochondrie leidet? Der gutmümüthige Hypochonder, welcher dem Wohl seiner Lebensgenossen die schwersten Opfer bringt, wird ängstlich seine eigene Tugend bezweifeln. Er sieht begangene Fehler vor sich schweben in gespenstischen Riesengestalten, und von der guten Saat, die er ausstreute, weiß er nicht, wohin sie gefallen ist. — Ueberhaupt, glaube ich, gibt's in der Welt keinen so ganz Trostlosen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der die Bewußtlosigkeit im Schlaf, oder das Nichtsein, dem Wachen und sogar dem Bewußtsein hoher Redlichkeit vorzieht. Sie werden mir sagen: aber er ist krank! — Wohlan, mein Lieber, er ist doch ein Mensch ohne Gemüthsseligkeit bei all seiner Tugend. Diese reicht also nicht allein aus, ihn froh zu machen.“

Roderich gab dem Abbé Beifall. Ich fühlte die Gewalt seines Einwurfs, da ich selbst einen

der edelsten Menschen kannte, der, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüthes empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht Geist allein; er ist so innig mit dem Sinnlichen verflochten, daß wir kaum zwischen beiden die zarte Grenzlinie denken mögen. Darum ist auch der Tugendhafteste nicht immer von den Erinnerungen seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewußtsein der Seelengüte allein ihn trostlos läßt, geschweige ihn über sein Elend erhebt. Ja, noch mehr, wir sind, auch beim besten Willen, nicht immer stark genug, unsere Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlafft in den weichen Arm unserer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll."

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegen geworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht ge-

stillt. „Eines andern Stabes bedarf es, als der Tugend!“ sagte er; aber noch hatte er ihn nicht genannt.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte, er sei von einem großen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte seinen Arm an einen Felsstein; sein Haupt war auf die Brust niedergesunken. Ein wehmüthiger Ernst durchfloß seine Mienen, die sonst nur das Eigenthum eines wehmüthigen Lächelns zu sein pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verstimmung des Abbé nicht gleichgültig.

„Sie werden uns traurig!“ sagte er, und drückte ihm mit herziger Freundlichkeit die Hand: „Aufgeschaut, liebster Dillon, der Abend ist zu schön; wollen wir ihn uns muthwilliger Weise verderben?“

„Es ist wahr!“ sagte Dillon, und lächelte wieder: „Aber ich bin nicht traurig. Unser Gespräch rührte an die schönsten Geheimnisse und Wünsche des Menschengeschlechts. Da klangen tausend Nebenvorstellungen und Erinnerungen an mir an, und ich sah im Geiste wieder jene heilige Gestalt, welche mir in den Tagen der Jugend erschienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den bessern Pfad gewiesen. — Guter Alamontade! stiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht so,

ihr Lieben, ihr kennet diesen theuren Namen schon?"

„Er ist mir ganz fremd!" sagte ich: „Doch glaube ich ihn schon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben."

„Alamontade?" rief Roderich: „Wie? Der Galeerensklav, von welchem Sie mir die erhabene Stelle vorlasen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daß er sich mit seinem Genke zur Galeere brachte. Aus dem Menschen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie scheinen ihn noch von einer andern Seite zu schätzen, da Sie ihm das schmeichelnde Beiwort geben."

„Von diesem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden!" sagte der Greis: „Er ist mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach! er hat mir unsägliches Gutes gethan, und — nicht einmal meinen Dank hat er empfangen."

Dillon war tief bewegt. Unter den grauen Wimpern seines Auges zerschmolz eine Thräne. Seine Lippen bebten, als redeten sie leise Töne. Die Wehmuth des Edeln schien von ihm in uns überzugehen. Jeder gab sich in den Strom durch einander wogender Empfindungen hin; Niemand störte des Andern Betrachtungen.

Ich vergesse diesen schönen Augenblick nie. Selbst die Natur umher schien fühlend in unsere Träume einzutreten. Wir saßen im Schatten der Felsen; aber vor uns schwamm im halbdurchsichtigen, glänzenden Duft die Gebirgslinie, mit ihrer stillen Alpenwelt, umkränzt in der Höhe von der Glorie des goldrothen Himmels. Und der See dehnte sich dunkel unter unsern Füßen aus, zwischen dort und hier. So scheidet das unergründliche Grab von den Paradiesen des Jenseits, welche wir zuweilen in Ahnungen sehen.

Ein sanfter Hauch der Abendluft zog durch die Wellen des Sees von drüben her, floß kühlend um unsere Schläfe, und verlor sich tönend in den Gesträuchen über uns, wie ein Seufzer.

Dillon erwachte. Er ergriff unsere Hände, zog uns an sich, und sprach: „Ihr seid jung und glücklich, ihr Lieben! Leicht ist es, wenn das Leben lächelt, wieder zu lächeln, und Ordnung und Güte zu finden überall, und in den Stunden der Muße Systeme zu bauen für die Menschheit."

„Sie haben mich wirklich unruhig gemacht, lieber Abbé," sagte ich zu ihm: „und Alles, was ich von Ihnen höre, bestätigt, daß Sie aus unbekannten Gründen von meinen Ueberzeugungen abweichen. Aber ich beschwöre Sie, erklären Sie sich deutlicher. Sagen Sie mir, was gibt es in der Welt Besseres und Beruhigenderes, als die Tu-

gend? Welch ein Trost im Leiden ist süßer, als der, den unserer Seele die Unschuld reicht? Was stärkt mehr das Herz gegen eine Welt voll Feinde, als das Gefühl der Rechtschaffenheit? — Ich kenne keine andere Stütze am Tage des Schmerzes, als diese. Die Natur reichte sie jedem Sterblichen."

„Wohlan, mein Lieber!" sagte der Abbé: „Der Abend ist schön. Wir mögen seiner nicht froher werden, als im traulichen Gespräch, in welchem sich die Seelen zu den Heiligthümern der Menschheit erheben müssen. Als ich vorhin den Namen Alamontade aussprach, war ich schon zu thun bereit, was Sie jetzt verlangen. Ich wollte Ihnen erzählen, wer jener Edle gewesen sei, und wie ich ihn kennen lernte, und wie er von mir schied. Die Erinnerungen an ihn sind mir noch jetzt wohlthätig und wahre Erbauung."

„Erzählen Sie!" rief Roderich: „Ein Mann, ein Galeerensklav, den Dillon mit so vieler Innigkeit ehrt, muß ein ausserordentlicher Mann sein."

„Ehe ich die Geschichte selbst beginne," sagte der Abbé, „sei es mir erlaubt, noch eine Bemerkung vorauszusenden. Ihr müßt erst meinen Geist kennen lernen, ehe ihr die Erzählung höret: ohne jenen würdet ihr diese nicht verstehen. Ihr würdet vor einem schönen Leichnam stehen, und dessen Seele vermissen, und euch vergebens darnach sehnen.

„Auch ihr habet schon — und eure glückliche Jugend schützte euch nicht vor dem ernsten Gedanken, der früher oder später sich endlich immer einmal dem Selbstdenker mit erschütternder Gewalt entgegen wirft — auch ihr habet schon, wie eure Gespräche verrathen, über den Zweck eures Daseins, über eure Bestimmung auf Erden nachgedacht. Ich fordere euch auf, diesen Gedanken zu verfolgen; denn was haben wir Wichtigeres hienieden?

„Der Mensch wird geboren, reift allmälig zur Bestimmung, und erfährt, daß er lebe. Ohne seinen Willen trat er in das unermeßliche Weltall. Eine unbekannte Gewalt warf ihn in dies Lebensgewühl zwischen Blumen und Dornen — er lächelt bei jenen, er weint blutend unter diesen, und fragt: Wer warf mich hieher? Wer hatte das Recht, mir zu rauben, was ich vorher besaß, Gefühllosigkeit, Nichtsein? Seinen Fragen tönt keine antwortende Stimme.

„Er tröstete sich allenfalls über die Dunkelheiten, aus denen er hervorging; aber er blieb nicht gelassen bei dem Wechsel der Gegenwart. Wer bin ich? fragte er: Was soll ich hier in der Welt? Warum muß ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich mir endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten

gewinnen könne? Das wäre ein erbärmlicher Zweck, nicht werth der Mühe des Daseins und der vielen Thränen. Und doch treibt im menschlichen Leben Alles dahin, als wäre es die Hauptsache. Jeder arbeitet, sammelt, strebt vorwärts, Habe und Gut und Macht zu vermehren, und schwebt zwischen Sorgen und Hoffnungen, und beurtheilt die andern Menschen nur aus diesem Gesichtspunkt. Die Welt gleicht da einer Wüste, in welcher Alles sucht und ringt und spart, um sich des Hungertodes zu wehren.

„Oder ward ich hieher gesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszubilden? Die Gebote meiner Vernunft auszuüben? — Der Zweck wäre edler. Aber was mein Ziel ist, soll das Ziel Aller sein. Und doch ist's nicht so. Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse rafft die größte Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühen sich die wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte und Erwerbung hoher Tugend. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch ein Ziel zu ahnen. Und warum lebten sie denn? Sind die tausend Menschen, welche mit verworrenen Begriffen, in steter Dunkelheit von ihrer Wiege zu ihrem Grabe eilen, nicht Menschen, wie ich? Der Säugling, wel-

cher, ohne zu wissen, daß er war, am Mutterbusen stirbt, war er nicht Mensch, wie ich? Sind seine Bestimmung und die meinige verschieden?

„Man sagt: Nein, nicht für diese Unterwelt sind wir geschaffen. Unsere Bestimmung liegt ausser dem Horizont des irdischen Seins. Wir müssen durch Tugend ein besseres Leben verdienen. Eine Hölle harret des Lasters, ein Himmel der Tugend. — Wie aber, wenn sich nun schon hier fände, daß unsere Tugend selten einen Himmel, unsere Laster selten eine Hölle verdient? — Sind Hölle und Himmel nicht Erfindungen einer unwissenden Vorwelt, die für das Göttliche in sich und ausser sich noch keine Sprache hatte; nicht eine Bilderschrift des Geistes, welcher Zusammenhang zwischen sich und dem ewigen All sucht? Wer hat uns die Hölle, wer uns den Himmel offenbart? — Wir Christen sagen: Gott durch sein Wort. Aber der Heide? — Oder der, welchen Erziehung, Schicksal und Selbstdenken von den Lehren der Väter entfernte?

„Ich bin für eine andere Welt bestimmt, warum mußte ich in dieser sein? — Vielleicht, um mich für jene vorzubereiten? Aber welche Vorbereitung hat der sterbende Säugling? Warum erschien er, sich selbst kaum bewußt, zu lächeln und zu weinen? Bin ich für eine andere Welt bestimmt, warum ist ihr Antlitz verschleiert? Warum

spricht mich keine Stimme an aus dem Reiche der Todten?"

Roderich stand bei diesen Worten Dillons auf, mit verfärbtem Angesicht. „Ach, Abbé!" rief er: „Auch Sie! — also auch Sie! Wie sehr bin ich unglücklich! — Ich trug meine Krankheit im Geheimen, und schämte mich, Andern mein verborgenes Leiden zu enthüllen. Zu Ihnen, nur zu Ihnen hätt' ich Vertrauen; ich wählte Sie zu meinem Arzt — ach! und mit Schaudern seh' ich den Arzt seine eigenen Wunden entblößen, und erkenne in ihnen die meinigen!"

Anfangs war ich um Roderichs heftige Bewegung erschrocken. Ich ergriff seine Hand, und sprach: „Wie, lieber Roderich, ist Ihnen das so fürchterlich, was unser Dillon gesprochen? Es thut mir leid, daß ich die Rede auf diese Dinge gelenkt. Aber schon längst war ich mit allen seinen Gedanken vertraut; schon längst hab' ich auf meine schönsten Hoffnungen Verzicht gethan, und mich in mein und aller Sterblichen ödes Schicksal ergeben. Roderich, auch ich habe gelitten, wie Sie. Allein mein Entschluß ist genommen. Ich will tugendhaft sein, und mit dieser Tugend einst im Arm der Vernichtung erstarren, ohne Grauen und ohne Klage. Und ist ein Gott, und gilt in seinem Reiche das süße Wort Vergeltung, was wir

Menschen kennen; gilt in seinem Reiche das süße Wort Vergeltung, und gilt es bei ihm nur für uns Kinder des Staubes nicht — so will ich vergehen, und mit dem Bewußtsein, mit dem lohnenden Stolze vergehen: „Du gabst mir, was ich nicht forderte, ein Leben voller Thränen — ich aber hab' es getragen, mit Muth getragen, mit Aufopferungen getragen, und fühlte mich werth der Unvergänglichkeit und einer bessern Welt. Du gewährst mir diese nicht. Es sei! Keine Klage soll über meine Lippe gehen. So bin ich größer, als das weltordnende Schicksal!"

Roderich sah düster auf den Boden hinab. Meine Rede schien ihm nicht zu gefallen. Er schüttelte den Kopf. „Nein, o nein!" rief er mit schmerzlicher Stimme: „Ich bin nicht gefühllos genug, um groß zu sein. Ich bin ein Mensch, und mehr möcht' ich nicht sein. Ich will ja nichts, als daß ich in dem Weltall nicht die Rolle des Rasenden spiele, der Alles draussen schöner sieht, als es ist. Ich will ja nichts, als daß die Aussenwelt in Einklang sei mit meiner innern Welt; daß meine Vernunft nicht trüge, und mein Herz mich nicht hintergehe. Weh mir, wenn ich aus diesem Irrsal nicht gerissen werde; wenn ihr die Wahrheit hättet, und ich nur an den Brüsten eines frommen Traums mein Glück gesogen! — Ich würde meine Täuschungen nur vergebens seg-

nen; würde vergebens alle eure Wahrheiten darum hinbieten. Verlorenes Glück kauft' ich um keinen Preis zurück!"

Die Klage Roderichs rührte mich tief. Ich stand auf, und schloß ihn in meinen Arm. „Lieber Roderich," sagte ich zu ihm, „warum denn so zaghaft? Auch in dem Schoos der Wahrheit ruht die Freude. Bin ich nicht einer der frohsten Menschen, troz all der Ueberzeugungen, welche Sie so furchtbar finden? Bin ich nicht ein zärtlicher Freund, ein heiterer Gesellschafter, ein guter Verwandter? — Find' ich nicht das Vergnügen überall, und bin ichs nicht, der es gern Andern gibt? — Beruhigen Sie sich. Die Wahrheit ist des Mannes Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen."

„Nein, nein!" rief Roderich: „Ich sehne mich nach dieser dämmernden Kindheitswelt, nach jenem Frühlingshimmel. Eure Wahrheit streift alle Blüthen ab, und bläset den Glanz aus der Natur, und läßt das warme Herz erkalten."

3.

Jetzt erhob sich auch der Abbé Dillon, welcher uns bisher schweigend angehört hatte. „Vernehmt auch mich!" sprach er: „Ihr Beide werdet, bei der Verschiedenheit eurer Empfindungs-

weise, eurer Phantasie, eurer Vernunftbildung, schwerlich jemals eines Sinnes, eines Glaubens, einer Ueberzeugung werden. Und euer Loos ist das Loos aller unserer Brüder. Es thut mir weh um Roderichs Schmerz. Vielleicht aber bin ich selbst so krank nicht, als er im ersten Schrecken glaubte, und trage vielleicht auch für ihn noch Balsam. Daß ihr Beide dahin kamet, über eure Bestimmung, über euer Wesen, und über den Werth eurer Hoffnungen nachzuforschen, war mir nicht unerwartet. Beide truget ihr beim Kampf zwischen Täuschung und Wahrheit Wunden davon, doch ist der Unterschied zwischen euch so groß noch nicht, als ihr glaubet. Die Wunden des Einen bluten noch jetzt; die des Andern sind zwar verharscht, aber bei weitem nicht geheilt. Ein Stoß, und ihre leichte Decke fällt ab. Ihr Beide tratet aus den schönen Träumen der Kindheit hervor, und sahet, was ihr bisher glaubtet und hofftet, wie einen Schatten am Licht wachsender Kenntnisse verbleichen. Der Eine will sich nun gewaltsam in die alten, lieblichen Täuschungen zurückwerfen, und bietet dafür seine Gefühle auf und die Magie seiner Einbildungskraft. Er ringt vergebens. Denn so lange das Licht besserer Erkenntnisse brennt, wird es nicht wieder dunkel. Der Andere waffnet sich mit dem Stolze der Vernunft, und will sich selbst verhärten gegen die

schönsten Wünsche der menschlichen Natur. Er ringt vergebens. Denn so lange sein Herz noch schlägt, wird es für seine Wünsche schlagen."

„Wie, Dillon, wollen Sie uns denn allen Trost rauben; auch den, daß wir endlich selbst vergessen, daß wir elende Wesen sind im Weltall, wenn wir uns recht erkennen?" rief ich erschüttert.

„Wahrhaftig," seufzte Roderich, „sehr elende Wesen, und die elendesten im Weltall! Beneidenswürdig ist das Thier, welches in glückseliger Vernunftlosigkeit dahinschleicht, den fröhlichen Augenblick des Daseins genießt, und wieder vergeht, ohne die Freuden der Vergangenheit zu beklagen, ohne die Nacht der Zukunft zu fürchten, ohne sein Schicksal zu kennen!"

Dillon lächelte uns an. Sein Blick war voll sanften Mitleids. Er entblößte sein Haupt, und der Wind tändelte in seinen dünnen Locken. „Seht her," sprach er, „mein Haar ist eisgrau. Mein Leben ist dahin. Ich erwarte mit jedem Tage, daß der geschäftige Tod an die Thür meines Kämmerleins poche. Ich erwart' ihn ohne Beben; und wenn er dann erscheinen wird, hin schleudr' ich meine Krücke, und sink' ihm mit Vergnügen in den freundlich ausgestreckten Arm. Seht, ihr Lieben, das ist keine Folge meines Vernunftstolzes; das ist keine Folge erkünstelter Täuschungen; denn meine Phantasie erlahmt, und mein

Blut rinnt schon seit Langem kühler. Aber es gibt noch ein Anderes, was uns Muth verleiht, und ich hab's gefunden. Auch ich habe gekämpft und gelitten, wie ihr. Auch ich bin in der verzweiflungsvollen Stimmung gewesen, wie ihr, wo alle meine Hoffnungen zusammenstürzten. Aber der Engel, welcher mich emporrichtete, soll auch eure Wunden heilen. Zürnet darum nicht, wenn ich das Pflaster von ihnen reisse, und sie wieder bluten lasse. Verbluten sollet ihr nicht. — Aber ich bin ermüdet. Setzen wir uns wieder hier am Felsen. Der Abend ist lieblich. Wir reden ungestört."

Wir folgten der Einladung des liebenswürdigen Greises, der mit solcher Zuversicht und Heiterkeit sprach, daß er auch dem ärgsten Zweifler Vertrauen eingeflößt haben würde.

„Ich kenne euern Zustand!" sprach er: „Aber glaubet nicht, daß ihr die Einzigen seid, die an diesen Zweifeln leiden. Alle Menschen von einiger Bidung gelangen endlich dahin, wo ihr seid, sobald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift waren. Wenige reden davon, aus Besorgniß, Andere so unglücklich durch ihre trostlosen Betrachtungen zu machen, als sie selbst sind. Oder sie verschliessen ihren Gram, weil sie fürchten, nicht verstanden, sondern lächerlich oder verächtlich zu werden. Ihrer

viele nehmen den verschwiegenen Kummer in das Grab; ihrer viele betäuben den Schmerz in sinnlichen Ausschweifungen, und, indem sie lasterhaft werden, um in niedrigen Freuden den Verlust höherer zu ersetzen, machen sie ihre rohe Philosophie zum Deckmantel elender Lüste; ihrer viele erkünsteln einen Selbstbetrug, wickeln sich in Täuschungen und werden die fleißigsten Kirchengänger, wie sie vorher die fleißigsten Kirchenspötter waren. — Ja, ihr Lieben, eure Krankheit ist allgemeiner, als ihr glaubet. Sie wüthet im Dunkeln. Ich höre überall den Verfall der Religion betrauern, weil die Kirchen leer werden, und die Hälfte derer, die sie noch besuchen, nur Gewohnheits- oder Ehrenwegen dem Gottesdienste beiwohnen. Ich höre die Väter klagen, daß die Söhne sich des Gebets schämen; ich höre die Mütter seufzen, daß ihre Töchter erröthen, von Gott ein ernstes Wort zu sprechen. — Es ist gewiß, daß das Lesen neuerer Schriftsteller und die Aufheiterung der Begriffe dem gewöhnlichen Kirchenwesen Schaden bringt. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sei die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nie vergessen. Das Mädchen und der Jüngling hängen in der Einsamkeit an diesen erhabenen Gegenständen; die Vergänglichkeit wird ihre Kirche, und der Tod besteigt darin den Rednerstuhl. Aber die zu wenig

geübten Kräfte des jugendlichen Geistes unterliegen bald. Der Glaube an Offenbarung, ehemals ihre Stütze, liegt gebrochen da. Sich ohne diese Stütze emporzuhalten, sind sie zu schwach; darum versinken sie bald in Muthlosigkeit, die sich in irgend eine Art stiller Verzweiflung auflöset, und nach den traurigen Heilmitteln hascht, deren ich vorhin erwähnte."

„Ach!" seufzte Roderich: „Sie haben mir da meine Geschichte erzählt."

Dillon antwortete: „Und ich Ihnen die meinige. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Jetzt, wenn Sie mir zuhören wollen, erzähl' ich Ihnen auch die Geschichte meiner Genesung."

4.

Abbé Dillon hatte schon längst unsere Erwartung auf den Punkt hingespannt, und zwar um so mehr, da er, ungeachtet seiner freien Denkart über kirchliche Glaubenssachen, ein Muster inniger Frömmigkeit, und, ungeachtet seines hohen Alters, ein Vorbild unzerstörbaren Heitersinns war. Die ganze weite Landschaft verehrte den Greis; aber Niemand kannte ihn genauer, als die Unglücklichen und die Kinder, denn mit beiden war er immer am liebsten. Er hatte die seltenste Gabe, das Weh dessen auszuspüren, den er kennen lernte; sein Blick, der über das Gesicht des Fremdlings

streifte, war genug, ihm den Mann zu verrathen, und in einem kurzen, dem Scheine nach bedeutungslosen Wortwechsel drang er in dessen Inneres. Jeder Leidende fand in dem ausserordentlichen Manne, nicht einen Tröster, einen mitleidenden Freund, sondern den wirklichen Gefährten seines eigenen Unglücks wieder. Man ward mit ihm eher vertraut, als bekannt, und wenn er lehrte, glaubten wir nicht seine, sondern unsere eigenen Gedanken und heimlichen Wünsche, bestimmter geordnet und heller aus einander gefalten, von seinen Lippen zu hören.

Er begann demnach seine Erzählung, und sprach: „Ich war in meiner Jugend ein Wildfang, und wäre gern Soldat geworden. Man fühlt die strotzende Kraft, und brüstet sich gegen die Welt unsers Herrgottes, und glaubt, man möge es aufnehmen zugleich mit der Ober- und Unterwelt. Aber meine Aeltern dachten nicht so. Sie haßten den irdischen Krieg, liebten aber den geistlichen desto mehr gegen die Mächte der Finsterniß. Sie weihten mich also zum Streiter Christi auf Erden, und ich, mit kindlicher Hingebung in ihren Willen, vollzog den Wunsch des grauen Paares und ergab mich dem geistlichen Stande.

„Ich ergab mich ihm, das heißt, all' mein Wesen gehörte ihm bald an. Ein junger Mensch

mit glühender Phantasie ist in seiner Art nichts zur Hälfte. Mein Ehrgeiz, ohne Hoffnung, die Welt durch Waffen zu erschüttern, träumte nun alle Kirchen der Christenheit mit dem Glanz der Heiligkeit zu füllen. Ich ward ein frommer Schwärmer. Die Einsamkeit und stille Pracht des Klosters, in welchem ich lebte, das Lesen der Kirchengeschichte, der christlichen Verfolgungen, der Leiden unserer Heiligen und Märtyrer begeisterten mich. Ich sah die Welt für eine große Kirche an, in welcher Gott selbst der Hohepriester sei. Die Liebe vollendete meine fromme Thorheit. Ich ward mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, dessen Schönheit mich entzückte, dessen schüchterne Freundschaft für mich ein Paradies um meine Einsamkeit zog. Ich brachte diese Liebe und mein verwundetes Herz zum Opfer dar. So wähnt' ich den ersten Schritt zur Brüderschaft mit allen Heiligen gethan zu haben. Indem ich den Himmel mich anlächeln sah, schmeichelten die Thränen eines unglücklich liebenden Mädchens meine Eitelkeit. Wie groß, wie geläutert von dem groben Stoff des Irdischen, wie heilig erschien ich mir selbst! Ich wollte jetzt in einen Mönchsorden treten. Aber meine Aeltern hielten mich zurück. Ich wurde Weltpriester, und erhielt bald eine schöne Pfründe durch den Einfluß meiner Verwandten.

„Kaum lebt' ich ausser den hohen Ringmauern

des Klosters, so verduftete mein Rausch der Frömmigkeit. Ich fand das Getümmel einer großen Seestadt reizender, als das schwermüthige Einerlei inner den geweihten Mauern. Mein Ehrgeiz blieb aber derselbe; er vertauschte nur das Ziel. Es war bald in mir beschlossen, einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller unsers und aller Jahrhunderte zu werden. Mein Tummelplatz sollten die weitläuftigen Gefilde der Theologie und Philosophie sein. Mein erstes Werk sollte die unzerbrechliche Aegide der geoffenbarten Religion gegen alle Anfälle des Zweifels und des Spottes werden.

„Ich las, und dacht' und schrieb, und ehe ich's selbst gewahr wurde, stand ich mit den Waffen gegen das Heiligthum gekehrt, welches ich mit ihnen zu vertheidigen gedacht hatte. Die eingeschlichenen Mißbräuche der Kirche machten mir die Kirche, und die Kirche endlich die Religion verdächtig. — So war ich ein verlorener Sohn. Ich wollte endlich zu meiner eigenen Beruhigung ein neues Gebäude aufführen aus den Trümmern des zusammengestürzten. Vergebliches Bemühen! Diese Trümmer, was waren sie? Graue Vorurtheile aus den Kindertagen des menschlichen Geschlechts; zerrissene Täuschungen, eingesunkene Hoffnungen. Meine Ruhe, mein Glück war dahin. Ich beklagte den Frieden meiner harmlosen Jugend; wühlte umsonst im Schutte meiner Träume,

verfluchte umsonst mein vermessenes Beginnen, in die Geheimnisse der Geisterwelt zu dringen. Da lag ich elend und zerschmettert, wie die Giganten unter ihren Felsen, die, unzufrieden mit der Erde, sich Bahnen in das Reich der Götter öffnen wollten.

„Nach Licht hatt' ich gestrebt, und fand mich nun in einer unendlichen Finsterniß. Ich wollte Gott näher schauen, und er war aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehmals ich mit süßem Schauder seine Gegenwart ahnte, sah ich todte Reste der sich selbst verzehrenden Natur. Ich wollte den Schleier von der Ewigkeit ziehen, und starrte in ein unermeßliches Grab, worin das Schweigen der Vernichtung lag, und Alles-umdunkelnde Vergessenheit.

„Um mich von meiner verzweiflungsvollen Weisheit zu erretten, ward kein Versuch gespart. Ich suchte Wahrheit. Nur Wahrheit, volle Ueberzeugung, unumstößliches Wissen konnte mich beruhigen, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meinen und bestechliches Glauben. Ich durchlief den Kreis meiner Erfahrungen, meiner traurigen Untersuchungen; hoffte immer endlich einen Irrthum zu entdecken, der meine trostlose Weisheit stürzen, und mich in die liebliche alte Welt zurückleiten sollte. Vergebens! Meine schreckliche Gewißheit stieg, daß ich ewig im Dunkeln bleiben müsse.

„Was ist die Welt? fragt' ich, und stand schon wieder an der engen Grenze menschlichen Wissens. Ich sehe Farben, Formen und Veränderungen; ich empfinde Töne, ich fühle Härte und Weiche der Dinge, die ich Körper heiße, und damit kenne ich die Dinge nicht, sondern nur ihre Aussenseite, ihre Wirkung auf meine Haut, auf meine Nerven. Ich sehe Masken, aber nicht die Schauspieler dahinter; ich sehe Erscheinungen, aber nicht ihren Quell. Ist diese Aussenseite der Dinge ihnen eigenthümlich? Oder ist sie eine Folge des unbegreiflichen Baues meiner Sinne? Ich weiß es wieder nicht. Denn die leiseste Aenderung in meinen Sinnwerkzeugen ändert die Welt; ein Sinn mehr, und es entspringt vor mir eine neue Welt.

„Und diese meine Sinne, was sind sie? Wie kann ich durch diese Häute, Röhren, Fasern und Säfte zur Vorstellung dessen kommen, was ausser mir schwebt? Wie können sie das Sinnliche in Geistiges, das Körperliche in Vorstellung verwandeln? Ist die Harmonie, welche draussen mich im Weltall anspricht, Eigenthum dessen, was hinter den Erscheinungen spielt, die ich Körper nenne, und nach ihren Eindrücken auf meine Nerven unterscheide; oder ist sie Wirkung jener Röhren, Fasern und Säfte? Oder Wirkung der Organisation meines Vorstellungsvermögens, welches ich bald Geist, bald Seele heiße?

„Was ist meine Seele? — Es geht mir mit mir selbst, wie mit den Erscheinungen der Sinnenwelt. Ich erkenne mein eigenes Dasein nur in den Erscheinungen meines Ichs in den Gedanken, in den Vorstellungen, in den Wünschen, in den Handlungen aller Art. Was ich nun selbst bin, das dieses Alles hervorbringen kann, ergründ' ich wieder nicht. Mein Geist ist ein unsichtbarer Quell; ich sehe Ströme seiner Thaten fliessen, ohne zu wissen, woher. Ich bin der Wilde, ohne Spiegel, welcher die Gestalten aller seiner Freunde kennt, nur nicht seine eigene, die er nie gesehen.

„Welch' eine Verwirrung? Ich bin, ohne zu wissen wer; in Verknüpfung mit Dingen, die ich nicht kenne. — Und warum bin ich so? Warum nicht anders? Wie kam ich als Theil zu diesem Weltall? Gab es eine Zeit, da ich nichts war? Wer zog mich ans Bewüßtsein? Was soll ich auf diesem räthselhaften Schauplatz? —

„Fragen und ewige Fragen, denen keine Antwort hallt. Ich ergründe meine Bestimmung nicht; nicht, ob ich als eigener Zweck hieher gestellt wurde, oder als Mittel für fremde, dunkle Absichten. Ich bin eingezwängt in die Fugen des Universums, und muß nun da sein, und weiß nicht einmal, ob ich mich aus denselben losreissen kann mit eigener Macht. Ich kann das Werkzeug zerstören, diesen Körper, durch welchen ich handle und Erscheinun-

gen zeuge; habe aber keine Gewißheit, ob ich damit das Unbekannte zerstört habe, welches die Handlungen wirkte. Ich kann das Holz verbrennen, aber was hab' ich vernichtet? Gewiß nicht den Urstoff, das Wesen, das jene Aussenseite zeugte, die ich Holz genannt habe, sondern nur die Form, die Farbe, den Zusammenhang; und ich nenne nun die neue Erscheinung, nach veränderter Form und Farbe, Asche. — Das erste Wesen bleibt; ich hab' es nicht vernichtet, sonst würde es nicht andere Erscheinungen hervorbringen können.

„So steh' ich da, ungewiß, ob ich mich losreissen kann aus dem Universum, ob ich fortdauern müsse. Fortdauern? und wozu? — War ich mit dem Weltall von Ewigkeit her, warum weiß ichs nicht? Und wenn ich fortdaure, werd' ichs wieder wissen, daß ich da sei? Ich taumle durch unerleuchtbare Finsternisse, und schlage überall an die ehernen Schranken der menschlichen Einsicht. Welch' ein Land liegt hinter diesen Schranken?

„Daß die Welt so erscheint, wie ich sie wahrnehme, ist also nicht, weil sie an sich so ist, sondern weil meine Sinne so eingerichtet sind, daß ich sie dergestalt mir vorstellen muß. — Muß? Wie anders? Ich folge in meinen Vorstellungen Gesetzen, die ich mir nicht selbst gab. Ich kann mich nicht über dieselben hinausschwingen. Ich kann die Ordnung nicht zerbrechen, in der ich alle

Empfindungen und Vorstellungen geniesse. So denk' ich mir Alles auf einander folgend, oder in der Zeit. Die Zeit ist nichts ausser mir. Ich rieche, fühle, schmecke, höre und sehe sie nicht. Zeit ist etwas in mir; und doch nicht eine bloße Vorstellung, denn diese könnt' ich ändern, sondern ein Theil meiner Organisation, ein Gesetz, eine Form, in der ich zwangsweise alle meine Vorstellungen reihen muß. Herrscht, wie im Gewühl meiner Gedanken und Empfindungen, auch im dunkeln Universum draussen eine Zeit? Ein Aufeinanderfolgen? Ist dort eine Vergangenheit und eine Zukunft, oder bilden sich diese beide allein in meinem Gemüth? Ist ein Beginnen und Aufhören im Weltall, oder nur in der Welt meiner Vorstellungen?

„Und woher diese Welt meiner Vorstellungen? Wer baute dies seltsam in einander greifende Werk, welches, ohne zu wissen, wie und was und warum es ist, nur erkennt, daß es läuft und treibt und wirkt? — Wer war sein Urheber? — Wie, muß er denn geschaffen sein? Wer ist denn des Schöpfers Schöpfer? Ist es nothwendig, daß alle Dinge einen Anfang nehmen? — Was war vor dem Anfang des Universums? — Sind Anfang, Schöpfung, Ursache, nicht abermals Vorstellungen, die ich aus den Erscheinungen der armseligen Sinnenwelt sammelte, oder Folgen der eigenthüm-

lichen Organisation meines Gemüths? Kann es bei den Dingen an sich nicht eine ganz andere Bewandtniß haben, als in dem engen Vorstellungskreise meines Ichs? Warum trag' ich die Idee von einem Gott? Weil ich mir nicht erklären kann das Räthsel der Welt ohne diesen Schlüssel. Aber der Schlüssel wird wieder zum Räthsel — wie soll ich dies lösen, ohne einen zweiten Gott? Und was hab' ich dann? Wo hör' ich dann auf? — Da stoß' ich wiederum an den Grenzstein meiner Vernunft — ich kann den Zauberkreis nicht überspringen, in welchem ich gebannt stehe. — —

„So, ihr Lieben, schwindelt' ich von Zweifeln zu Zweifeln. Ich verlor mich in einer Wüstenei. Ich sah eine Welt voll vergötterter Betrüger und Betrogener; die gesammte Menschheit in Täuschungen über sich selbst. Die Thaten der Könige und ihrer Helden glichen fürchterlichen Rasereien; die Werke der Philosophen und Gottesgelehrten kindischen Fabeleien. Ich sah Millionen Knie sich beugen vor Altären für ein unbekanntes Wesen, dessen Dasein die Vernunft nicht einmal gewährleistet. Ich sah Millionen Herzen brechen im Tode unter der Hoffnung, der Hauch der Allmacht werde für schönere Welten wieder ihren verwehten Staub sammeln und erwärmen.

„Und doch alle diese, die in ihrem Irrthum

lächelten und starben, sie waren so glücklich! Wie gern gäb' ich alle meine Weisheit hin, rief ich oft, für eure Träume! Einst blühte auch mir die Natur in ihrer Herrlichkeit; und ihre Schönheit war beseelt, und ein holder Geist sprach mich aus ihren Wundern an. Nicht umsonst spannte sich das durchsichtige Gewölbe über mir, und flossen in ihm die strahlenden Gestirne. Jeder Stern, mir damals eine schönere Welt, leuchtete voll geheimer Bedeutung hernieder in die Thränen der Erdbewohner; und eine Ahnung des Ewigen und Ewigvergeltenden wehte durch das Firmament und über die schauernde Erde hin und an die glühenden Herzen. Und wenn der Frühlingsmorgen den Himmel anzündete und die Gebirge färbte, und die schlafenden Thäler weckte mit Lerchenschlägen — wenn der Gesang erwachter Kreaturen hinaufscholl zur Höhe; meine Kniee in der Freude einsanken, und ich beten wollte im Staube, hundert Blumen dann um mein Haupt zusammen fielen, und mit dem Thau der Rose meine Thränen sich mischten — ach! dann rief's aus der Tiefe und aus der Höhe: Gott ist die ewige Liebe! — Damals streut' ich noch Blüthen auf die Gräber, und nannt' ich den Sarg nur die Wiege des zweiten Lebens. Und die erste Thräne des Schmerzens, welche auf den geliebten Todten fiel, war zugleich die erste Thräne der Hoffnung und Sehnsucht, bald ihm wieder ver-

eint zu sein da wo kein Seufzer mehr die müde Brust bewegt, und Seligkeit ist ohne Aufhören.

„Ihr sehet, meine Lieben", fuhr Dillon fort, „ich war sehr unglücklich. Aber ich suchte mich zu erheben, und ein Schicksal männliches Muthes zu ertragen, welches ich glaubte nicht ändern zu können. Ohne zu wissen, ob ein Gott herrsche, und Unsterblichkeit mein Loos sei, ehrte ich die Gesetze der Tugend, und fühlte in ihrer Erfüllung zuweilen einigen Trost. In dieser Gemüthsstimmung war es, daß ich mich zu Toulon befand; und hier war es, wo ich den Mann kennen lernte, der mir den verlornen Frieden zurückgab."

5.

„Eines Tages", so erzählte unser Abbé, „empfing ich den Auftrag, mich in das Spital des Bagno zu begeben, um dort einen alten Galeeren-Sklaven zum Tode zu bereiten. Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, ihn zu retten, zugleich auch die beim Spital angestellten Geistlichen. Diese fanden in dem grauen Sünder einen Ketzer, welcher sich durchaus nicht bekehren lassen wollte. Man hielt mich damals für einen Gelehrten. Der Kapitän der Galeere, Herr Delaubin, schien den Sklaven zu schätzen, und da er mich persönlich kannte, drang er ebenfalls in mich, für das Seelenheil des verstockten Sünders

zu sorgen. So wenig auch in mir Neigung war, einen Abtrünnigen in den Schoos der Kirche zurückzuführen, gab ich den Bitten nach. Man hatte meine Neugier rege gemacht, indem man allgemein behauptete, der Ketzer sei vollkommen vom Teufel besessen; sei ärger als Calvin, und bringe die geschicktesten Heidenbekehrer aus dem Text.

„Ich ging. — Sonderbar genug, dacht' ich unterwegs bei mir selbst, und konnte mich des Lachens nicht erwehren: ein Freigeist soll hier den Andern bekehren. Hätte der gottesfürchtige Kapitän der Galeere mich besser gekannt, er würde mich nicht so bestürmt haben. Aber so treiben wir traurige Mummerei im Leben. Keiner von allen Sterblichen, und wär es der Weiseste und Tugendhafteste, hat Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehen.

„Man führte mich in das Zimmer des kranken Galeeren-Sklaven. Da saß er, in einen alten Mantel gewickelt, mit dem Gesicht gegen das offene Fenster gekehrt, im vollen Sonnenschein, als wollte er sich in ihm erwärmen, und zugleich der heitern Aussicht ins Freie geniessen. Er drehte den Kopf nach mir um. Ich vergesse dieses blasse Heiligen-Gesicht, so lange ich leben werde, nicht. Hier war nicht der düstere, stiere Blick des gewöhnlichen Verbrechers, oder die schamlose

Frechheit des verhärteten Lasters, oder die dumpfe Reue und Niedergeschlagenheit der gezüchtigten, aber nicht gebesserten Bosheit; nein, es war die stille Unbefangenheit einer reinen Seele, die Güte der Unschuld, welche aus den großen schönen Augen sprach. Das Antlitz des Unglücklichen, angegriffen von der Rauhheit aller Witterungen, und gebleicht von der Krankheit, hatte, so sehr es auch das Antlitz eines Leidenden war, dennoch etwas Edles und Einnehmendes in allen Zügen. Im Nacken des kahlgeschornen Hauptes erblickte man noch einige dünne, graue Haare, welche dem Kopfe, auch dem Kopfe des Verbrechers, ein ehrwürdiges Ansehen gaben. Genug, ich war bei diesem Anblick sonderbar betroffen. So hatte ich den Mann gar nicht erwartet.

„Ich näherte mich ihm. — Verzeihen Sie," sprach er, „ich kann Ihnen meine Ehrerbietung nicht bezeugen. Sie sehen meine Füße da auf dem Strohkissen hingestreckt. Sie sind schon bis zum Knie angeschwollen." — Ich trat vor ihn hin, und fragte nach seinem Namen. Er nannte sich Alamontade, gab mir seinen Geburtsort an, und zugleich, daß er, in der Blüthe seiner Jahre zu den Galeeren verdammt, die Strafe bis auf ein halbes Jahr überstanden habe. Er war nun fast seit neunundzwanzig Jahren Galeeren-Sklave gewesen.

„„Wohl dir,“ sagt' ich zu ihm, „so wirst du bald erlöset sein — du wirst deine Heimath wiedersehen, und den Rest deiner Tage als ein redlicher Mann leben können.“

„„Ich werde meine Heimath nicht wiedersehen!“ sagte er mit einer bebenden Stimme: „Ich habe keine Heimath in der Welt — man hat sie mir geraubt. Ich sehne mich ins stille Land der Gräber. Ich weiß es ja, der Tod ist freundlicher mit mir, als das Leben. Er wird so lange nicht mehr zögern, als er nun schon gezögert hat.“

„So ungefähr redete der Sklave. Ich gestehe, daß die sanfte Würde, daß die Wahl der Ausdrücke, daß das Bedeutungsvolle in seiner Stimme, mich eben so sehr rührten, als verlegen machten. Alles überzeugte mich, daß dieser aus der bürgerlichen Welt Verstoßene keiner von den Gewöhnlichen seines Gelichters sei, daß er wenigstens ehemals einer guten Erziehung genossen, und die Spuren derselben auch mitten in der verworfenen Gesellschaft, worin er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte, treu bewahrt haben müsse.

„„Glaubst du also,“ nahm ich wieder das Wort, „glaubst du also, Alamontade, daß du deine Freisprechung nicht erleben werdest?“

„„Ich hoff' es wenigstens,“ gab er zur Ant-

wort, „daß der Tod mich eher von der Bürde meiner Tage, als das Gesetz von den Fesseln, erlösen werde.“

„„Und kannst du wirklich mit so großer Ruhe an den Tod denken? Hast du deine Strafzeit auch also angewandt, daß du hoffen darfst, vollkommen mit dem Richter der Todten und Lebendigen ausgesöhnt zu sein? Sieh, Alamontade, der Herr Kapitän Delaubin hat viele Gnade für dich. Er glaubt selbst, du werdest nur noch wenige Tage zählen — — — ich komme wirklich, bewogen durch sein Verlangen, zu dir, um — —“

„Alamontade unterbrach mich. „Die Gnade unsers Herrn Kapitäns rührt mich tief; auch Ihre Menschenliebe, mein Herr, ehr' ich. Aber ich bitte Sie demüthigst, meinen Herrn zu ersuchen, keinen Geistlichen weiter zu senden, sondern meinen letzten Stunden den Trost der Einsamkeit zu lassen. Soll und muß ich denn auch dieses Trostes entbehren? — Kann es zu Ihrer Beruhigung gereichen, so erklär' ich nochmals, daß ich schon seit dreiundzwanzig fürchterlichen Jahren auf die schöne Minute meines Sterbens vorbereitet bin; daß ich ohne Kummer sterbe; daß ich vor dem Todtenrichter nicht bebe. Kann aber meine Bitte nicht gewährt werden, so fleh' ich, abzuwarten mein Stündlein, wo mir dann Nachtmahl und letzte Oehlung gereicht werden mögen.“

„Er sagte dies mit so herzlichbittender Stimme, daß ich ohne anders mein Wort gab, mich für ihn zu verwenden. Unter andern ließ ich dabei den Gedanken ganz unwillkührlich fallen: es sei eine Pflicht, das Begehren der Sterbenden zu ehren; und wenn er ein Gottesläugner wäre, solle man ihn nicht wider seinen Willen in den Himmel bringen.

„Sie sind ein Geistlicher?" sagte er: „Ihre Worte haben mir wohlgethan, mehr denn alle Ermahnung Ihrer Vorgänger. Sie geben mir Ruhe, und machen mich zum Herrn meiner kostbarsten Stunden, der letzten. Einem Mann, wie Ihnen, voller Duldung und Erbarmen und Einsicht, kann auch die Dankbarkeit eines Sklaven nicht unangenehm sein."

„Ich gab ihm zu verstehen, daß ich zu seiner Beruhigung mehr thun zu können wünsche; und daß es keines Dankes werth sei, ihn nicht mit theologischen Betrachtungen behelligen zu wollen, wenn sie seiner Neigung zuwider seien. Ich warf diese Gedanken hin, um den sonderbaren Menschen weiter zu erforschen. — Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an, und rief nach einer Pause: „Mein Herr, Sie sind ein ausserordentlicher Mann!"

„„Ausserordentlich?" sagt' ich: „Ich finde

nichts Ausserordentliches in Erfüllung der ersten Pflichten jedes Menschen."

„„Eben darin liegt das Ausserordentliche!" rief er.

„Ich verlangte von ihm, sich näher zu erklären. Er schien Anstand zu nehmen, und fragte mit Schüchternheit, ob ich nicht zürnen würde, wenn er frei ausrede? Ich versicherte ihn, daß es mir sehr lieb sein werde. Darauf sprach er: „Mein Herr, wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, und sein Herz verhärten, und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. Darum soll man an gebornen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen."

„Einem alten Galeerensklaven glaubt' ich dies Urtheil nicht anrechnen zu müssen. Aber doch wurde der Mensch mir durch dies und Alles, was er sprach, bedeutender. Ich drang weiter in ihn. Ich war glücklich genug, sein Vertrauen zu erwecken. Ich erfuhr, daß er in seiner Jugend den Wissenschaften obgelegen, und von ihnen hinweg zur Ruderbank geführt sei. Er hatte sein Verbre-

chen, welches es auch immer sein möge, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugier mich braunte, glaubt' ich doch des Unglücklichen schonen zu müssen mit der Erinnerung seiner Vergehungen, in den letzten Augenblicken eines trauervollen Daseins.

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu sein. Er bat demuthvoll um Wiederholung meiner Besuche. „Ich bin dieser Gnade nicht würdig," sagte er, „aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter, und ohne Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich noch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter gelassen, auf welche ich meine Klagen unter tausend Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als Vermächtniß, einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb."

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Angelegenheiten der Menschheit. — O! ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verließ niemals

den göttlichen Sklaven, ohne gebesserter zu sein; und in der Stille meines Zimmers zeichnete ich mir die Gespräche wieder auf, die wir gepflogen hatten. — Kommet, ich theile euch Alamontade's Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu Allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich in mir zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sei es zu euch gesprochen." —

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir gingen schweigend am Ufer des Sees hin. Die Sonne sank unter, und Schatten schlichen über die Welt. Roderich und ich waren düster. Dillon hatte das dünne Rohr zerbrochen, auf welches sich unser Geist bisher noch gelehnt, um nicht zu vergehen in der Qual ängstlicher Zweifel. Wir schwankten stützenlos, und hingen uns fest an Dillons erhabenen, festen Sinn, wie schwache Kinder an ihren Vater sich schmiegen.

Als wir auf des Abbé Zimmer kamen, und die Kerzen angezündet waren, zog er unter seinen Papieren ein Heft hervor. Wir setzten uns und Dillon las:

6.

Ob ich gleich den Sklaven nicht mit Nachforschungen über theologische Dinge behelligen wollte,

weil ich fürchtete, ihn zu kränken, leitete er doch selbst die Rede dahin. Er sprach mit Wärme über Religion.

„Wie," sagte ich, „du hast doch also eine Religion, Alamontade?" Glauben Sie, antwortete er, daß ein Mensch ohne Religion sei? Nur die Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne solche sein.

„Und welche ist die deinige? Denn man hält dich für einen Gotteslängner."

Ich bin ein Verstoßener aus der Gesellschaft meiner Mitbrüder, antwortete Alamontade: darum macht es keinem ein schweres Gewissen, alles Böse von mir zu glauben und zu sagen. Ich habe Verzicht gethan auf die Freundschaft meiner Brüder, darum wag' ich's nicht mehr, den Mund zu öffnen, meine Rechtfertigung auszusprechen. Ich gehöre Niemandem an. Hätt' ich eine Freude, wer mögte sie auch theilen mit mir? — Und meine Leiden hab' ich muthig allein getragen.

Er versank in ein wehmüthiges Schweigen. Dann erhob sich sein Blick wieder zu mir, und er sprach: Sie fragen nach meiner Religion? wie soll ich sie Ihnen beschreiben? Es ist die, welche der Schöpfer selber in meinem Innersten offenbarte. Die Vorurtheile des großen Haufens, die Sittenlosigkeit der Priester und Mönche, die Widersprüche des kirchlichen Lehrbegriffs mit den unerschütter-

lichen Wahrheiten der Natur erweckten in frühern Zeiten mein Nachdenken. Und dieses leitete mich aus dem Schoos der Kirche in den Arm Gottes.

„Und du fandest dich unter allen Schicksalen bei deiner Religion beruhigt?“

Ach! mein Herr, beruhigt? Ja wohl, aber darum litt' ich nicht minder. Wie ein freundlicher Talisman erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehen. Aber so umhergeworfen in den Wogen des Elends, mein Herr, kann man doch nicht lächeln, und stände uns der Himmel offen, wie dem heiligen Stephanus.

„Ich wünsche dir Glück, daß dein Glaube dir wenigstens so viel geholfen. Weit entfernt, wie es eigentlich mein Auftrag ist, deine religiösen Ueberzeugungen anzutasten, wünsch' ich sie kennen zu lernen, um sie jedem Unglücklichen einzuflößen, wenn es möglich wäre.“

Meine Religion, mein Herr, kennt ein Jeder. Sie finden sie in allen Weltgegenden wieder. Alle Völker haben sie; nur mit mancherlei Schmuck und Zusatz, dessen sie für mich nicht bedarf. Mir ist's leichter, als Allen, sie so zu haben. Ich bin ein Elender, der keinem Volke mehr angehört, aber doch der Menschheit. Darum hab' ich nicht mehr die Religion eines Volkes, sondern die Religion der Menschheit, und Niemand verfolgt mich darum.

Auch haben sich die Nationen nie gestritten um die Religion, sondern um deren Schmuck und menschlichen Zusatz. — Aber sei's doch; wohl denen, die da für ihren Glauben siegten; wohl denen, die für ihn starben. Beide waren in ihm selig.

„Wenn du aber deinen Glauben für den wahren hältst, und nicht mehr zweifelst; wenn du also überzeugt bist, daß die Religion Anderer nur Wahn und Irrthum sei, wie magst du sie doch selig preisen?"

Weil sie es waren. Ach! wär' ich ein Mensch, wie andere, und wie ich's einst war, und hätte der Welt Vertrauen und Liebe gewonnen — dennoch hätte ich mich der Sünde gefürchtet, fremden Glauben anzutasten. Die Bewohner der Erde leben in ewiger Unmündigkeit. Sie sind Kinder allesammt, und bedürfen des Gängelbandes und des Vormundes. Ihre Vernunft liegt allezeit in der weichen Wiege der Phantasie; und die Empfindungen stehen umher, sie zu wiegen. Zwar schwebt vor ihnen die gewaltige Natur und zeugt mit lauter Stimme: Es ist ein Gott! Zwar wohnt im Innern ihres Herzens ein heiliger Bürge für die Ewigkeit — doch ist ihr Vertrauen zu sich selbst zu blöde. Sie zittern vor Selbsttäuschung. Sie glauben dem Fremden mehr, als dem Heimischen. Sie bedürfen dre Offenbarung. Wohlan denn! Jedes Volk hat seinen Gottgesandten und Prophe-

ten; und jedes Kind glaubt seinem Vater mehr, als sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich aus der Masse der Millionen; sie verstehen das Zeugniß der Natur und den Bürgen in ihrer Brust, und das Licht ihres Geistes zum Leitstern der Menschheit. Dies sind die Mündigen, die Gottgesandten.

„Kann aber," sagte ich, „kann dereinst nicht eine Zeit erscheinen, wo das Menschengeschlecht aus dem Stande der Unmündigkeit hervortritt?"

Ich zweifle daran, antwortete Alamontade. Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod geniessen sollen im Schweiße unsers Angesichts, verfliegt der schönste Theil des Lebens überall am Pfluge, am Webestuhl, in der Scheune und am Schiffsruder, im Dienst irdischer Bedürfnisse. Nur Wenigen ward gegönnt, ihre Tage den Wissenschaften zu weihen. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Ergebnisse der Weltweisheit und Naturkunde, die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Erkenntniß, als Eigenthum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, und entbürdet sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist — aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die großen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus ersten Quellen unmittelbar schöpfen,

sondern sie im Vertrauen auf des Lehrers Weisheit empfahen. — Und so wie dann, so steht es jetzt. Das Volk hängt mit Glauben an dem, der ihm ein Geweiheter höherer Erkenntniß ist; mit dem Glauben, welchen das Kind zu seinen Aeltern, der Kranke zu seinem Arzt bringt. Graue Vorurtheile werden untergehen, aber neue emporsteigen und die Welt beherrschen. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter, menschlicher werden. Sie werden einst schaudern vor den Zeiten der Barbarei, in welchen wir noch heut leben — und dennoch aus dem Stande der Unmündigkeit nie ganz hervorschreiten können.

„Ich zweifle," sprach ich, „ob die Menschheit, indem sie sich ausbildet, und eines höhern Grades der Einsicht, des Zartgefühles sich freut, zugleich des Elendes weniger sehen sollte."

Warum nicht? O! wahrlich, mein Herr, unter einem veredelten Volke würde ich nie die schönste Hälfte meiner Tage im Kerker und in Fesseln verschmachtet haben. Könnten Sie nicht glauben, daß mit der Kultur der Völker die öffentliche Glückseligkeit steigt, und das Elend sinkt — so vergleichen Sie einen Augenblick lang die gebildeten Nationen unserer Zeit mit den rohen Horden, die nur auf der ersten Stufe der Kultur stehen; theilen Sie einen Augenblick mit diesen die Angst des Aberglaubens, die Ungezähmtheit

brünstiger Leidenschaften, die Unmenschlichkeit ihrer Kriege, die Grausamkeit ihrer unbeholfenen Rechtspflege, die bittern Früchte der Unwissenheit in jeglichem Theil des Lebens — — — vergleichen Sie den wohlhabenden Europäer unsers Jahrhunderts mit dem wohlhabenden Mann des wilden Mittelalters unserer Zeitrechnung! — Die Entwickelung der mannigfaltigen Anlagen menschlicher Natur vergrößert den Genuß des Lebens, und die Freuden der Sterblichen; die Zerstörung schädlicher Vorurtheile, die fortdauernden Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft vermindern die Zahl der Uebel, und geben der Seele allmälig eine Größe und Kraft, mit welcher sie sich selbst über die unabänderlichen Uebel emporhebt.

Lassen Sie sich, fuhr Alamontade fort, nicht irre machen durch den Eigensinn der Dichter und die Launen der Philosophen, welche in der Kultur der Völker nur einen Zuwachs des Uebels erblicken, und, da in der wirklichen Welt nichts ihren Idealen allgemeiner Glückseligkeit entspricht, diese in die Tage der Vorwelt, oder einer bessern Nachwelt verpflanzen, — Tage, die niemand erlebt hat und niemand erleben wird. Denn es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein, es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergan-

genheit und der Zukunft reizender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen, indem wir ihn kaum dachten, und ein anderer schwebt schon vorüber, eh' wir ihn erwarteten. Unsere Empfindungen sind in diesen Atomen der Zeit zertheilt. Erst in der Uebersicht einer ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Augenblicken der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehen; und beide gewinnen abermals frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben. — Wir preisen die Seligkeit des kindlichen Lebens; aber wenn ein Gott uns die Wahl frei gäbe, wer würde dahin sich zurückstellen lassen? Und Dichter und Philosophen, welche die Kultur der Nationen anklagen, — bauet ihnen doch Hütten unter den Irokesen oder Finnländern, unter den irrenden Tartaren, oder den Algierern und Marokkanern — und erwartet, ob sie ihr Loos rühmen? —

So redete Alamontade. Ich hörte ihn mit Vergnügen an; meine Einwürfe galten nur, ihm neue Gedanken zu entlocken.

7.

Als ich eines Nachmittags zu Alamontade kam, fand ich ihn im Bette. Eine ungewöhnliche Hei-

terkeit überstrahlte sein Antlitz; er lächelte mich an; nie hatte ich ihn lächelnd gesehen.

„Du scheinst dich heute wohl zu befinden?“ sagte ich zu ihm. — O sehr wohl! Schon erstreckt sich die Geschwulst meiner Füße gegen die Hüften; und der Arzt schüttelte sein Haupt bedenklich. Er mag also doch länger nicht dem Feind widerstehen, welchen er Tod nennt, und ich Leben heiße. —

„Stirbst du denn so gern, Alamontade?“

Er sah mich bei dieser Frage mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit an; in seinen Blicken spiegelte sich das verschlossene Feuer seines Herzens. — Wie? sprach er: Wenn der freundliche Augenblick erscheint, welcher mir von den müden Beinen die schweren Eisenketten nimmt, und mich aus der dumpfen Kerkerkammer führt, und aus der traurigen Fremde in die geliebte Heimath zurück, soll ich da zittern? Wer liebt auf Erden noch den vergessenen Alamontade? Kein Auge wird mitleidig über seinem Leichnam in Thränen sich auflösen. Ich hinterlasse nichts Geliebtes, welches mir die Rückkehr zum väterlichen Hause erschweren könnte. —

„Und dein väterliches Haus? Wo ist das, Alamontade?“

Es ist da, wo ich wieder bei den Meinigen sein werde; wo ich wieder, in der großen Familie

des Allvaters, als Kind auftrete, und allen gleichgeschaffenen Wesen gleich gelte. Der Erdball gehört auch zum Gebiet des Ewigen; aber hier ward ich hinausgeschleudert ins Elend, und keiner kannte mich, keine Seele grüßte mich, als Bruderseele. —

„Weißt du es denn, Alamontade, weißt du es gewiß, daß nach der Todesstunde noch Stunden des Lebens dich erwarten? Magst du mit unerschütterter Ueberzeugung dein Auge schliessen? Du bist es gewesen, der mir selbst bekannte, daß keine geoffenbarte Religion dich erquicke. Wie magst du, ohne höhere Offenbarung, dein Loos nach dem Tode wissen? — Doch ich will nicht mit Zweifeln deine innere Ruhe unterbrechen.“

Wahrlich, antwortete Alamontade, diese Ruhe bricht kein Zweifel. Ich selbst stehe da, wo diejenigen standen, welche dem schwachen kindlichen Menschengeschlecht Offenbarung geben, ohne sie empfangen zu haben. Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinungen, um sich im heimathlichen Weltall heimathlich zu fühlen. Nur der Blinde muß geleitet werden durch fremde Hand; ihm bleibt die Straße dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen leuchten.

„Wann aber ist der Mensch in seiner Vollendung?“ fragte ich.

Sobald er seine gesammten Anlagen eben-

mäßig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiß! erwiederte Alamontade: Wer mit den Händen wandern, mit den Füßen handeln will, wird ein Thor gescholten, und mit Recht. So ist auch der ein Thor, welcher mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen will; oder wer die Gefühle zu Sittengesetzen macht; oder wer da das Gewesene läugnet, was seinem Gedächtniß entronnen ist, oder an keine Zukunft glaubt, weil sie noch nicht gewesen ist; oder einen Gott bezweifelt, für dessen Dasein so viel, oder so wenig Beweise sind, als für das Dasein unsers Ichs. — Stark ist der Mensch, und groß und einem Gotte gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft macht ihn gebrechlich. Er will mit den Augen zuweilen hören, mit den Ohren sehen. Das kann er nicht. Dann weint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an; ihm mangelt überall Wahrheit, und ist er doch selber daran Schuld. —

Ich fühlte mich von dieser Rede getroffen. Ich entdeckte mich dem weisen Manne ohne Hinterhalt; verrieth ihm meine Krankheit, diese fürchterliche Zweifelsucht, welche all' meinen Frieden zerstörte.

An Allem zweifeln Sie, sprach er lächelnd, also auch daran, daß Sie zweifeln? Sie finden

nirgends in der Welt Gewißheit; also auch darin nicht, daß Sie es sind, der keine Gewißheit findet? —

„Nein!“ rief ich: „Daß ich da bin, kann ich nicht läugnen, ohne Wahnsinn; daß ohne mich noch andere Dinge sind, ist auch gewiß. Aber was diese sind, warum ich bin? — Das weiß ich nicht.“

Woher wissen Sie, daß Sie sind? Wer hat es Ihnen geoffenbart? —

„Ich empfinde, ich denke, und daraus schliess' ich, daß etwas empfindet und denkt, und dies Etwas ist mein Ich. Es wirket etwas auf mich ein, unabhängig von der Willkühr meiner Vorstellungen; ich habe demnach keinen Grund, am Vorhandensein anderer Dinge zu zweifeln. Aber die Dinge kenne ich nicht, sondern nur ihre Wirkungen auf meine Sinne. Ich ergründe nun aber wieder den Zusammenhang meiner Sinne nicht, mit der Aussenwelt. Ich finde, je länger ich die Natur studiere, daß die von den Aussendingen in mir erzeugten Wirkungen mich gar nicht berechtigen sollen, auf ihre Beschaffenheit zu schliessen, sondern daß die Beschaffenheit der Wirkungen eine Folge meiner unbegreiflichen Einrichtung sei.“

Ach! mein Herr, sagte Alamontade, wenn es dem Menschen nicht um höhere und schönere Geheimnisse zu thun wäre: die Kenntniß der ihn

umgebenden Dinge würde ihn sehr wenig beschäftigen. Aber mit Vergnügen will ich Ihren Gedanken folgen. Das, was durch das ganze Leben meinen einsamen Stunden Unterhaltung gewährte, soll mir auch die letzten Wochen, oder Tage, oder Stunden meines Hierseins versüßen. Ich gestehe mit Ihnen, daß mir die Ursachen der Dinge, die ich Welt nenne, in geheimnißvoller Finsterniß wohnen; daß ich eigentlich nur in einer Vorstellungswelt lebe, die Alles nach den Gesetzen meines Gemüths gestaltet. Aber auch in dieser muß ich, nach eben den Gesetzen, das wirkende Etwas von der Wirkung unterscheiden. Ich sehe also das Universum in zwei Theile zerfallen; eine Welt voller Erscheinungen, oder der Wirkungen auf mich, und diese ist's, die ich allein erkenne — eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen; zu diesen gehört mein Ich, oder wenn Sie wollen, meine Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblick' ich freilich von dem ungeheuern Uhrwerk des Universums nur die Aussenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und räthselhaft bleibt mir das innere Getriebe, und der erhabene Künstler. —

„Du sprichst," sagte ich, „du sprichst von Ursachen und Wirkungen; aber weißt du auch, ob dem wirklich im Universum also sei? Wer bürgt dafür, daß nicht Alles anders sei, als du dir es

vorzustellen gezwungen bist? Wie, wenn dein ganzes Universum nichts mehr und nichts weniger, als eine nothwendige Folge deiner Organisation wäre, so wie die Rose das nothwendige Ergebniß der innern Einrichtung des Rosenstockes ist.“

Darauf — erwiederte mein Phisosoph — läßt sich nur eins antworten: entweder will ich Gebrauch von meinem Erkenntnißvermögen machen, und dann muß ich in Folge seiner Gesetze denken. Oder ich will nicht nach den Vorschriften meiner Vernunft urtheilen, will dem Vernunftgemäßen auch etwas Vernunftwidriges, als gleichgeltend, an die Seite setzen: und dann hört alles Forschen auf, und der Wahnsinn nimmt dessen Platz ein. Die Sprache des letztern versteh' ich nicht, so wenig er sich selbst versteht. So lange ich also Mensch, das heißt, vernünftig bin, rede ich nach der Vernunft, und der Zweifel des Wahnsinns kann mich nicht anfechten. Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie habe, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ahnung zugekommen, und was nirgends für mich, als in einem Seitensprung der Phantasie ist.

Genug, ich weiß, daß ich bin, wiewohl der Wahnsinn auch sich selbst bezweifeln mögte; ich weiß, daß andere von mir unabhängige Dinge auf mich wirken. Ich bin, und bin nicht einsam. Ich theile den Genuß des Daseins mit Millionen anderer We-

sen. Ich erkenne, unter diesen Millionen, mir gleichgeschaffene Wesen, und nenne sie und mich, weil sie eine freie Selbstthätigkeit haben, allerlei zu wirken, Geister. Ich erkenne sie, wie mich, nur aus ihren Erscheinungen in Worten und Handlungen. — Doch ihre Natur ist mir unbekannt. Sie gehören zu den ersten Ursachen, zu jenen Kräften, welche die Welt mit ihren Wirkungen füllen, wiewohl sie in sich selbst Geheimniß bleiben. —

„Und warum müssen sie in sich ein Geheimniß bleiben?“ fragte ich.

Auf dieses Warum antwortete er: Die Frage streift am Horizont unsers Wissens. Ich könnte wohl antworten: Gleichwie die ganze Natur um uns her lebet und wirket, und dabei keine Anschauung von ihrem eigenen Innern hat; oder gleichwie der einzelne Gedanke aus dem menschlichen Geiste hervorgeht, ohne daß der Gedanke sich in seiner eigenen Wesenheit erkennen kann, weil er nicht Quell seiner selbst, sondern ein Ausfluß oder gleichsam ein Theil unsers Ichs ist: so hat auch der Geist zwar Bewußtsein, aber ebenfalls keine Anschauung und Erkenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Natur, weil auch er nicht unabhängiger Quell seines Vorhandenseins, sondern Theil oder Ausfluß eines höhern Wesens, ein Gedanke ist aus diesem Höhern, welchen die menschlichen Zungen Urgrund alles

Seins, oder Gott heißen. Ich könnte sagen: Das unendliche All der Geister, Wesen, Kräfte, Dinge ist nur ein Einziges, ein ungetrenntes Ganzes, das zwar den Sinnen, oder dem menschlichen Vorstellungsvermögen theilbar vorkömmt, aber es in sich selbst nicht ist. Dies Einzige, dies All, ausser welchem nichts mehr möglich gedacht werden kann, weil es selbst Alles ist, hat, weil es Alles ist, allein im höchsten Bewußtsein die Anschauung seiner selbst. Wir andern Geister, Wesen, Kräfte und Dinge sind Gottesausflüsse, in Gott hangende Ideen, ohne Anschauung unserer innern Wesenheit, weil wir sonst das Wesen Gottes durchschauen und erkennen müßten, der unser Urwesen ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen. Aber würden Sie mich verstehen? Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Und das, was wir haben im Reiche des Wis-

sens, ist genug zu unserer Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen; aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeugen sich jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehen. —

Weiter dring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Grenzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir," sagte ich zu Alamontade, „deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige, leider, fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der

menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müssen wir unsere Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das Letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern, daß sie Farben hören, von den Augen, daß sie Töne behorchen sollen. Es geschieht, wenn wir unsere Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehen, und dennoch in der Welt voller Täuschungen, eben durch die Täuschungen weiser werden. So ist der Philosoph (wenn ich den einen Liebhaber der Weisheit nennen darf, der sich in ewigen Widersprüchen gegen Gesetze seines Innern gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur an, und sollte doch einzig seine Thorheit befehden.

„Wie aber erklärst du dies," fragte ich ihn, „daß die Menschen immer geneigter werden, zu zwei-

feln, je mehr sich ihre Kenntnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man sollte doch glauben, das Forschen und Lernen führe endlich einmal zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil statt? Warum sind die am ruhigsten, und, wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen; und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsere schönsten Hoffnungen zerreißt, unsere heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsere Sehnsucht zielt?"

Alamontade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten von einem freudigen Strahl. „Auf meinem Eden", rief er, „liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten All; aus ihm, aus Gott verliert sich nichts. Mein Sein ist mit dem Sein des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich; ihr Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht jedem Herzen Ahnung zu; und jeder Vernunft ist's gegeben, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott! Und der Gedanke an Gott ist die dunkle Anschauung unsers eigenen geheimnißvollen Wesens; und die

Selbstachtung des tugendhaften Geistes für sich, ist eine Verehrung des Urgrundes von Allem, was ist."

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er, als daß der Mensch tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit nur allein glaubt alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrauens voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche Gewißheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen: unter andern Verhältnissen könnte es doch auch alles anders sein! — Darum rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug die ersten Atheisten der Christenheit. — Zwischen der Nacht und dem Tage ruht Dämmerung; zwischen Irrthum und Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels.

„Aber warum verschmachtet so Mancher in diesen Nebeln, und findet sich nicht hinaus zum Licht?" fragte ich dazwischen.

Vielleicht fehlts Manchem, sagte er, an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in gerader Bahn; ein Anderer, der die Träume seiner

Kindheit liebt, schaudert vor der ungewöhnlichen Gestalt der Wahrheit, und kehrt im Alter zurück, von wannen er kam. Ich kannte in meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten.

Noch Andere suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehen sie sich in ihrem Zweifelskreis herum. Sie wollen Ueberzeugung vom Dasein Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an, der Kräfte, von denen wir nur die Wirkung, nicht sie selbst wahrnehmen. Sie wollen erfahren, was Gott an sich, und was die Seele an sich sei, während sie ihrer Natur nach doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach fruchtlosem Bemühen stehen sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und verzweifeln, aus dem Labyrinth zu entkommen.

Wieder Andere wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären sich, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandene auf einander wirkt, sich an einander zieht, sich scheidet und mechanisch oder chemisch neue Dinge erzeugt. Daß der Mensch denkt,

erkennt, und will und handelt, daß er die Umlaufsbahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie ebenfalls für Erfolg seiner Einrichtung, wie Frucht und Blüthe Folgen der Einrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns darüber gelehrt? Sie erklärten aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte, so wir wissen mögten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben Räthsel. Oder sie wollen aus Erscheinungen ein Etwas und dessen Schicksal erklären, was selbst nicht Erscheinung oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft; ich meine den menschlichen Geist. Sie machen endlich den Leib zum Vater des Geistes, das für den Sinn Zusammengesetzte zum Ursprung des Einfachen, das Veränderliche zur Grundlage des Unveränderlichen, das, was sich seiner unbewußt ist, zum Urheber des Sich-Bewußten; kurz, den Menschen zum Urwerk, zum Automat, und predigen des Ruhms willen eine Lehre, an die sie selbst nicht im Ernst glauben mögten.

Aber bei den Meisten entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen

Gegenstandes. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie auch mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Sie sind der Einbildungskraft zu wenig Meister. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese für jene, und verzagt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt der Vernunft tritt, beide liebt, und beide wirken läßt, und wo dann die ersten Werke unserer Selbstthätigkeit seltsame, wenn zuweilen schöne Mißgestalten werden.

„Das gilt nun auch für euch Beide!“ sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen Recht. Man muß aber seine Worte zwei- und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen.“

„Mich gelüstet's am meisten,“ sagte ich, „des Mannes eigene Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen oder befestigen werden.“

„Es sei!“ antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontade's von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen.“

Dillon überschlug einige Hefte, zog eins der letztern hervor, und las:

9.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich aus der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden?“ fragt' ich ihn eines Tages.

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth meines Lebens und über mein künftiges Schicksal. Wem sind diese Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege, welche mich zu einiger Kenntniß über diese Angelegenheiten führen konnten: den Weg der bloßen Erfahrung und den Weg der selbstthätigen Vernunft.

Der Pfad der Erfahrung schien mir lange der sichere. Allein bald empfand ich, daß meine Gegenstände ausser dem Horizont irdischer Erfahrung wohnen; daß ich nie, bei gegenwärtigen Verhältnissen und mit dermaligen Werkzeugen meines Gemüths, die aussersinnlichen Ur-

sachen der Dinge oder Erscheinungen erkennen möge, die mich umgeben; daß ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben wurden; daß ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sei, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen.

So blieb mir noch allein der Vernunftweg. Ich empfand lebhaft, daß ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, auf die Gesetze der Vernunft zurücksehen mußte. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daß alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehen zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaßen, wie ich, und daß sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine Reihe von eigenen Erfahrungen, und Vergleichung derselben unter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Dingen zu unterscheiden, daß es eben so bald anfing, in diesen Gesetzen zu denken, zu handeln. Ich fand dasselbe auch beim abgestorbenen Greise, dessen Einbildungsvermögen versiegt, dessen Gedächtniß verblichen war. Bis das Leben seines Körpers erlosch, behielten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, ob er gleich bei Lähmung seiner Sinnwerkzeuge, wie z. B. wenn er Alters wegen

kindisch wurde, nicht mehr im Stande sein mochte, die ihn umringenden Dinge richtig zu würdigen, und die Gesetze seines Ichs gehörig anzuwenden.

Denke ich, handle ich in diesen Gesetzen, so entwickelt sich Alles vor mir in lichtvoller Harmonie. Versuch' ichs, mich ihrem Gebot zu entziehen, so stürzt Alles in ein unauflösliches Chaos zusammen; ich schwindle unter zerreissenden Widersprüchen hin; ich rase.

Die Einrichtung meines Ichs zwingt mich, Alles als Ursache oder Folge zu denken. Ich selbst erkenne mich als die Ursache meiner Gedanken, Wünsche und Handlungen. Ich kann nicht anders, als dem Dasein der mich umgebenden Welt der Kräfte, von welchen ich nur die Wirkungen auf mich, nicht sie selbst erkenne, eine Grundursache zu geben. Selbst der Atheist läugnet diese nicht hinweg. Er nennt die geheimen, zusammenwirkenden Kräfte der Natur Grundursache aller der Erscheinungen, die uns umschweben. Er gibt ihnen Ewigkeit, wie Andere sie ihrem Gott zuschreiben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Dasein Gottes, oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt, in unserer U n b e k a n n t s c h a f t m i t i h n e n. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagt er. Wohlan, ich bin seiner Meinung. Auch er hat

eine höchste, geheime Ursache der Welt angenommen. Sie ist sein Gott. Er aber hält seine Kräfte für sich bewußte, nach ihren Gesetzen wirkende Wesen. Die Natur, sagt er, von Ewigkeit so, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen.

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese berechneten Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind ein so erhabener Gedanke, wie keiner von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem Gedanken eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der

Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief die Werke menschlicher Kunst unter der Organisation des Universums liegen, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch Organisation seiner Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er schaut in Gott sich selbst, und hinwieder in seinem Innern den Glanz des heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zweifel anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Natur wiederhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur

verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Jude und Sinese, der Muselmann und Neger — Alle beugen sich anbetend vor dem, dessen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vernunft klarer oder verworrener schwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des unendlichen Urgeistes? So wollet ihr, ich soll selbst am Dasein aller Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im Universum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör, Auge und Verstand gegeben, könne selbst nicht hören, sehen und verstehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunftgrundsätze? So wollet ihr, ich solle den Widerspruch vorziehen der Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehen der Wahrheit; meine eigenen Zweifel bezweifelnd, von Unsinn zu Unsinn taumeln. Merkwürdig ists, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere; nur im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinns.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist: Ich begreif' es nicht! — Armer Mensch, wie willst du es auch?

Wenn du in deinen Schachten tausend Klafter tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirdische Natur belauschen möchtest, wo sie in ihren dunkeln Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Feuerspeiungen bereitet, ach! dann hast du ja noch kaum die dünne Haut des ungeheuern Erdballs geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewaffnet, das weite Reich des Himmels durchstreift und die Weltkörper mißt, wie sie unermüdet und harmonisch durcheinander kreisen; wenn du in ungeheuern Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Dasein sonst kein Sterblicher ahnete, und für deren Entfernung jeder irdische Maasstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Größe des Wassertropfens, in welchem du lebst, und weissagest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigener unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, worin dein kleines Weltall bedeutungslos hinrinnt, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschliessen.

Und doch philosophirt das trotzige, stolze Würmchen in seinem Tropfen über das Unendliche, und läugnet, was es nicht begreift.

Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, vor deren Größe jedes Maas

aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer darin, das Sonnenstäubchen und der Sonnenstrahl ist.

10.

„Ich trat", fuhr der Abbé Dillon erzählend fort, „an das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und sprach: Du hast Recht, Alamontade. Alles, was auch der strengste Zweifler über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist höchstens ein: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich kein anschaulicher Beweis, weder dagegen noch dafür geben. Ich fühl's, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Fittig für die übersinnliche Welt. Aber Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz hinwegläugnen wollen — ist die überspannteste Anmaßung eines Träumers, dem mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen durch die Gesetze seines Wesens, muß

ein höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Dieser Glaube ist mit der Vernunft so innig und eins, daß, ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heißt. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerlehrer und kein Volk auf Erden sprach jemals: „Ich weiß Gott!“ sondern in allen Zungen heißt es: „Ich glaube Gott!“

Und dieses Glauben, fuhr Alamontade fort, ist aber mehr, als ein gewöhnliches Fürwahrhalten der Sache aus allerlei Gründen; ja, ist weit mehr, als ein Wissen, zu dem wir vermittelst Vergleichungen, Schlüssen und äusserer Wahrnehmungen gelangen. Es ist ein naturnothwendiges Müssen der Vernunft, ein Eins- und Dasselbe-Sein mit ihr, die unwandelhafte Grundlage aller höhern Erkenntniß, ohne welche keine Einheit und Enträthselung alles Erkannten möglich sein würde. Gleichwie der Sterbliche erst durch Wahrnehmungen und Schlüsse zur Deutlichkeit seines eigenen Bewußtseins und zur Ueberzeugung gebracht wird, daß er wirklich da sei und lebe: so gelangt er auch durch Wahrnehmungen und Schlüsse erst zur Deutlichkeit des Gott-Bewußtseins. Aber er hat das Leben gehabt, eh' er Schlüsse bilden konnte, und die Gott-Idee war sein, eh' sie ihm durch das Leben und Denken hell ward. Sie finden wir bei den Völkern aller Zonen, und

früher bei denselben, denn alle Wissenschaft oder Kunst des Lebens. Sie ist nichts Erfundenes, nichts Ueberliefertes, sondern, — wie soll ich's Ihnen in der harten, ungelenken, armen Menschensprache nennen? — sie ist *Gottes Sichselbstoffenbarung* in uns; sie ist das Sichselbstschauen des Geistes im göttlichen All; das Sichbewußtsein unsers Ichs, *aus* Gott, *in* und *mit* Gott zu sein.

Bei diesen Worten Alamontade's mußt' ich ihn unterbrechen, sagte der Abbé, denn sie überraschten mich. Es ward mir hell, wie alle menschliche Wesen eine Gottheit nennen und kennen, von der sie ohne Anschauung sind. „Du sprichst," rief ich, „von einem Sichoffenbaren Gottes *in uns*. Aber lieber Freund, glaubst du nicht auch, daß wenn sich die Gottheit noch auf eine andere, unwidersprechliche Weise kund gethan hätte, also, daß jedes Kind den Beweis von ihrem Dasein führen könnte, glaubst du nicht, jeder Schatten eines Zweifels wäre längst verschwunden?"

Alamontade lächelte und sagte: Haben Sie, Herr Abbé, für das *Dasein Ihres eigenen Geistes*, der sich nie in seiner Wesenheit erblickt hat, von dem Ihnen alle Anschauung mangelt, einen andern Beweis, als das *Sichselbstbewußtsein*? Können Sie denn wohl von dem, was höher, als das Sinnliche steht, *sinnliche* Anschauung

haben? Alles was Sie durch die Sinne von sich wahrnähmen, wäre ja nichts Geistiges mehr, sondern Sinnliches. Es ist wahr, Sie erkennen das Dasein Ihres Geistes auch durch sein Einwirken auf die Erscheinungen der Welt. Ist denn die Welt nicht auch ebenfalls eine Wirkung von Seiten eines andern geistigen Wesens? Oder halten Sie sich selbst für die Ursach der Welt? Das Geistige kann sich nur im Geiste, und nur auf dem Geisterweg, ankünden. Eine andere Selbstoffenbarung Gottes, des heiligen, unendlichen Geistervaters, ist nicht möglich, als allein im Geist. Auf irdischem Wege erblicken wir blos Irdisches, blos das Bewirkte, nicht dessen Ursach. Oder mögten Sie vielleicht einen unmittelbaren Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht, der das Dasein derselben predigen und mit Wunderwerken bestätigen würde? Das können Sie nicht wollen! Auch kam noch nie einer der Propheten, um das Dasein Gottes zu beweisen, sondern die Vorstellungen der kindlichen Sterblichen von Gott zu läutern. Auch Jesus Christus trat in die Welt, nicht uns erst das Dasein Gottes zu lehren, sondern ihn uns als unsern Vater zu offenbaren, als den Geist, den wir im Geiste anbeten sollen.

Eine Offenbarung geistiger Dinge durch die Sinne ist, sagt' ich, unmöglich. Wenn auch die Todten heute ihre Gewölbe sprengten, und

Offenbarung predigten, würden wir ihnen glauben? Wir sähen in dieser Auferstehung nichts, als etwas Ungewöhnliches. Wir würden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung und der Wahrheit ihrer Worte, sondern als einen Beweis unserer bisherigen Unkunde vom Gang der Natur ansehen. Jede Wahrheit trägt die Kraft zu überzeugen in ihrem eigenen Schoos, nicht in ihr fremden Dingen. Wenn ich dir erweisen wollte, der Zirkel, indem er rund ist, sei zugleich ein Viereck, und zwei Mal zwei seien sieben, du würdest lachen. Wenn ich nun zum Beweis der Wahrheit meiner Worte den Strom bergan laufen, und die Sonne am Himmel umhertaumeln liesse, so würdest du darum nicht von der Wahrheit jener Sätze überzeugt sein, sondern sprechen: es sind jene seltsamen Naturerscheinungen Beweise, daß wir die Gesetze der Natur und ihre Kräfte noch nicht kennen.

„Wollte sich Gott also dem Menschengeschlecht offenbaren, das heißt, ihm mittheilen: Gott ist! — so konnte es nicht durch Wirkung auf die Sinne, es mußte auf den Geist geschehen. Diese Wirkung mußte nicht nur, wie bei einer Propheten-Sendung, einige Jahre lang, sondern zu allen Zeiten, dauern; nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Auserwählten, sondern auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken. Freund,

diese Offenbarung, diese einzig mögliche, nun haben wir. Gottes ewige Herrlichkeit leuchtet durch das Wesen unsers Geistes hindurch, weil wir göttlichen Abstammens sind; und mit dem Bewußtsein unsers irdischen Lebens wird das Bewußtsein eines höhern Lebens unwillkührlich hell. Wir wissen nicht, von wannen das Licht in uns ist; denn von der Aussenwelt ist es nicht gekommen, sondern es ist in uns aufgegangen, aus einem unerforschbaren Etwas, das Allem, was ist, zum Grunde liegt. Gott ist, weil ich bin, ich, weil Gott. Das ist kein Vermuthen, kein Wünschen, kein Glauben, nein, es ist ein unabänderliches Sein, und ist, weil es ist und durch das bloße Dasein den Beweis des Daseins gibt. Es liegt tiefer, als alle Formen der Vorstellung und des Denkens, so tief, als das Bewußtsein unserer in uns. Es ist nicht an sich nur Vorstellung, sondern Zustand. Daher sind dabei die Maasstabe der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit unanwendbar. Es ist ein Gott! Das ist in allen Geistern. Spricht dieses große geoffenbarte Wort nicht die älteste Urkunde der Menschheit, und das jüngste Volk des Erdballs, welches von jener Urkunde nicht einmal weiß?" —

Dillons Rede erschütterte auch mich mit sonderbarer Gewalt. In Roderichs Augen funkelte der Thau einer Thräne. Wir breiteten beide zu-

gleich die Arme aus, umarmten den Greis, küßten seine Wangen, und riefen: „Es ist ein Gott!“

Ein leichter Zug der Abendluft wehte über die Blumen des Gartens durch die offenen Fenster kühlend her um unsere glühenden Schläfe. Der Mond tauchte die Welt in zauberhaftes Wesen, und eine Million ferner Sonnen funkelte in verworrenen Sternbildern vom Himmel herab.

11.

Nach einer kleinen Weile nahm der Abbé Dillon das niedergelegte Heft auf und las:

Und so, rief Alamontade, ist's genug! Was will ich denn weiter? Es ist ein Gott, die höchste Güte, die höchste Macht — es ist kein willenloses, todtes, mechanisches Wesen — denn sonst wäre ich, der ich mit Bewußtsein und Wahl ausgerüstet bin, mehr als Gott! — Ich bin dieses höchsten Wesens voller Heiligkeit und Güte — *ich bin seines Geschlechts!* Mehr bedarf ich nicht zu meiner Ruhe. Ich will sterben — der Tod macht mich nicht zittern. Kann ich denn vergehen? Kann was ist, *nichts* werden? Sind Kräfte, welche wechselnde Erscheinungen wirken, vernichtbar? So wäre das Universum vernichtbar, so wäre Gott selbst vernichtbar. Welch ein Wahnsinn! Tod ist Ablösung des Geistes von gewissen Naturkräften, mit denen er sich vereint hatte, die wir Körper

heißen. Der Geist aus Gott ahnet seine Heimath. Sie ist in Gott. Dahin zieht ihn die Sehnsucht, immer vom Endlichen zum Unendlichen, vom Wandelbaren in's Ewige. Diese Sehnsucht, wieder eins zu werden mit dem, welchem unsere Natur näher, als sich unbewußten Kräften steht, diese Sehnsucht nach Vollendung, ist keine Erfindung, kein kindisches, willkührliches Gelüsten: sondern naturnothwendiger Zug des Verwandten im Weltall zum Verwandten, gleichwie der Magnet das ihm verwandte Eisen anziehen muß. In allen Sterblichen waltet diese Sehnsucht; sie spricht nur verschiedene Sprachen, wenn sie Himmel und Hölle, Elisium und Tartarus nennt. Diese Sehnsucht beweiset mir nichts, als daß sie ist. Die Unvernichtbarkeit aber des göttlichen Wesens ist Bürgin für die Unvernichtbarkeit unseres Geistes. Nichts geht in Nichtsein über. Ich sehe wohl überall in der Natur das Reich der Formen ändern, aber nicht die Stoffe, oder vielmehr deren hervorbringende Ursachen, selbst aufhören, welche jene zusammensetzten. Ich sehe überall wohl die Erscheinungen sich wandeln, aber nicht die Kräfte, welche im Dunkeln hinter diesen Erscheinungen liegen und sie bewirken. Warum soll ich nun meines Glaubens an Gott spotten, und mir einbilden, es wäre vergebens mir jene Sehnsucht in das Herz gelegt, und jenes Gesetz, welches auf die

Ewigkeit hinzeigt, vergebens in die Vernunft? Warum soll ich nun über das von ihren eigenen Wirkungen verschleierte Reich der Urkräfte klügeln, da ich's nie entschleiern, und also auch nie darthun kann, die Kraft, die ich mein „Selbst“ nenne, höre auf zu sein, wenn die Form meines Körpers auseinander fällt? Warum soll ich glauben, daß diejenige todte Kraft, welche eine Erscheinung wirkt, die ich Sonnenstäubchen heiße, warum soll ich glauben, daß sie vom Anbeginn der Dinge war und ewig bleiben wird; daß hingegen die Kraft, welche ich mein Ich heiße, welche die erhabensten Wirkungen hervorbringt, bald aufhöre?

Es war von jeher ein wunderlicher Mißgriff der Schulgelehrten, wenn sie Kundschaft über die Natur des menschlichen Geistes und über die wechselseitigen Einwirkungen der Seele und des Körpers sammeln wollten, um zu Beweisen für oder wider Unsterblichkeit zu gelangen. Diese weisen Meister nahmen die Seele etwa, wie ein Gebäude, dessen längere oder kürzere Dauer sich aus der Zusammensetzung der Materialien, oder der Güte von diesen erkennen liesse. Alle jene Bemühungen sind eitel geblieben bis auf den heutigen Tag, weil sie unbesonnen und kindisch waren. Die Natur der Seele an sich, so wie das Wesen des Körpers an sich sind unerkennbar,

weil wir beide (Seele und Körper) nur in ihren Erscheinungen wahrnehmen. Es fehlt uns aber, so lange wir Menschen sind, ein Sinn für die finstere Welt der Dinge an sich. Es ist demnach gleich thöricht, Beweise für die Vernichtung oder Unvernichtbarkeit des menschlichen Geistes aus dem zu ziehen, was unerforschbar ist. Alle Erfahrung verläßt uns bei diesem Gegenstand, weil wir nie Erfahrung haben von den Urkräften, sondern nur von ihren Wirkungen gegen die Geisteswerkzeuge.

„Wirklich, mein lieber Alamontade," sagte ich, „habe ich die Versuche längst verachtet als fruchtlos, aus der Natur der Seele über ihre Fortdauer oder Vernichtbarkeit zu urtheilen. Auch die Erfahrung bleibt stumm. Inzwischen will ich dir nicht bergen, daß neulich die Stelle eines Buches mich sehr erschüttert hat, wo von eben dieser Angelegenheit geredet wird, und der Schriftsteller sagt: Ich finde überall, daß das Geschlecht der Dinge fortdauert, aber die Individuen untergehen. Es liegt mir darin etwas Wahres. Die Natur, unbekümmert um die Erhaltung des Einzelnen, sorgt nur für die Fortpflanzung der Gattung, und dies ist genug für die Dauer der Weltordnung. Es liegt der Natur nichts daran, ob in einem Tage Milliarden Insekten vergehen, als

wären sie niemals im Gebiet der Schöpfung gewesen; aber ihre Gattung, ihr Geschlecht bleibt."

Gattung? rief Alamontade, Geschlecht? Gibt es im Reiche der Wesen an sich auch Gattung und Geschlecht? Reden Sie nicht von den Körpern, von dem Sinnlichen, das heißt von den Wirkungen der Kräfte? Nun ja, da sind Art und Geschlecht; da lösen sich die einzelnen Theile wieder auf, während die Grundgattung bleibt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im Reiche der Wesen und Kräfte höhere und niedere Ordnungen bestehen. Ihre wechselnden Verbindungen und Scheidungen unter sich selbst verursachen den Wechsel der Erscheinungen. Jede der Urkräfte gehorcht aber im Zusammen- und Auseinandertritt mit andern seinem ewigen Gesetz. Daher auch im bunten Spiel der Erscheinnngen eine durchherrschende Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit. Eine Hauptkraft scheint aber untergeordnete mit sich zu dem zu vereinen, was wir Art und Gattung nennen; und sie waltet regsam durch das Ewige fort; sie ist der Faden, welcher sich unzerrissen und unvernichtbar durch das herrliche Gewebe der Dinge fortspinnt. Sie erscheint im Pflanzenkeim, verbindet sich da nach ihrem Gesetz mit andern Stoffen, bildet so nach ihrem Gesetz

die Palme und den Oelbaum, den Grashalm und das Moos, und läßt so dasjenige erscheinen, was wir bei den Naturkörpern, bei Steinen, Pflanzen und Thieren, die Gattung und Art nennen. Die untergeordneten Kräfte scheiden hinwieder nach ihrem eigenthümlichen Gesetz von ihr; dann entsteht Tod. Aber die Hauptkraft, in andere Keime übergegangen, hebt in andern ihr Lebensspiel von neuem an. Sie setzt sich ins Ewige fort. Darum sagen wir, die Geschlechter und Gattungen der Dinge dauern, aber die Individuen vergehen.

Auch das menschliche Geschlecht gehört hieher. Auch hier ist eine Grund- und Stammkraft für die ewige Bildung und Fortsetzung des Geschlechts, wie bei der Pflanze, wie beim Thier. Aber gleichwie die Pflanze höher steht durch die ihr inwohnende Lebenskraft, als der Stein; und das Thier höher steht durch die ihm inwohnende empfindende, wahrnehmende Seele, als die Pflanze: so steht der Mensch höher, durch seinen sich bewußten, weltdurchblickenden Geist, als die gesammte Thierwelt.

Der Menschengeist ist eine der Urkräfte des Universums, aber unendlich von allen verschieden, die sich zu ihm vereinen, um ihm Werkzeuge zu werden, das heißt, ihm einen Körper zu bilden. Er erkennt sich in seiner Verschiedenheit

von ihnen. Er hat das Gefühl seiner Persönlichkeit.

Wenn die Individuen der Körperwelt verschwinden, wenn der Stein verwittert, die Pflanze verwelkt, das Thier stirbt, treten die Kräfte, welche das Erscheinen des Individuums wirkten, ohne Zweifel in den unermeßlichen Behälter des Universums zurück, aus dem sie hervorgingen, und werden in neuen Verbindungen wirksam. Das ist das innere Leben der Welt. Es bleibt ewig dasselbe. Es ist darin kein Edlerwerden, kein Fortschreiten in Vollendung. Stein, Thier, Pflanze, wie man sie vor Jahrtausenden gesehen, werden sie heut noch gesehen. Anders ist es mit dem Geist des Menschen.

„Warum anders?“ unterbrach ich Alamontade's Rede: „Wie nun, wenn die einzelnen Geisterindividuen nach dem Tode des Leibes ebenfalls zur allgemeinen Kraft zurückflößen, aus der sie hervorgingen, und sich darin auflöseten? So würden auch hier die geistigen Individuen verschwinden, während das Geschlecht, die Gattung, die allgemein verbreitende Denkkraft bliebe.“

Und wenn das wäre, erwiederte Alamantade sanftlächelnd: sollt' ich mich dessen klagen? Diese allgemein verbreitete, weltdurchblickende, sich bewußte, Kraft voll heiligen Willens, welche das Universum belebt und bewegt, wie der Geist des

Menschen den Leib, der ihn umhüllt, — das ist Gottheit. Ich gehe zum Vater zurück, zum Urquell der Geister. Wenn aber die Kraft, die wir in uns Geist nennen, so wenig vernichtbar ist, als Gott selbst: so kann auch ihr Bewußtsein, ihr Weltdurchblicken, ihr heiliges Wollen nicht aufhören, wodurch sie sich eben von allen andern Kräften der Natur unterscheidet und über alle erhebt, wodurch sie eben das ist, was sie ist.

Aber wer erfaßt einen Maasstab für die Unendlichkeit der Wesen? Wer überschaut die Verkettung der göttlichen Mächte und Kräfte im uferlosen All dessen, was ist? Wer zählet die Stufen des Throns göttlicher Majestät? Ach, mein Herr, unser Geist schwebt unendlich hoch über Myriaden anderer Wesen; aber bis Gott sind neue Myriaden über uns, und wir stehen wohl tief.

Was wir sind, das wissen wir: sich bewußte, denkende, Welt und Gott erkennende Kräfte, voll heiligen Willens, voll unendlicher Sehnsucht des Ewigseins, und mit dem lebendigen Gefühl der persönlichen, in sich abgeschlossenen Selbstständigkeit. — Was wir sein können, das ahnen wir. Alle Kräfte der Natur bleiben sich gleich; nicht also die Geister. Diese schreiten fort von Einsicht zu Einsicht, vom Edlern zum Edlern, vom Vollkommnern zum Vollkommnern,

und verwandeln unter unsern Füßen den Erdball. Die Menschheit des heutigen Tages ist durch das Erbe der Vorwelt eine vollkommnere, als die Menschheit der Urzeiten. Das lehrt die Geschichte. Darin sind die Geister von allen übrigen Naturkräften verschieden. — Was wir einst sein werden, da verstummt selbst die Ahnung. Groß ist Gott, Heiligkeit und Liebe sein Walten, Wunder und Herrlichkeit sein Reich, Ewigkeit sein Leben. Und wir sind in Gott, wir seine Kinder, wir unvergänglich, gleich ihm. Was bedarf es mehr zu unserm Trost?

Ja, ich bin! sagte Alamontade, und seine Blicke wandten sich mit dem Ausdruck stiller Seligkeit himmelwärts: Ich bin! Das ist mir genug. Ich bin! Dies kleine Wort umfaßt die Ewigkeit: denn was ist, das ist, und alles Sein ist ewig, weil Gott.

12.

Hier schwieg der Abbé abermals. Während wir den letzten Worten Alamontade's nachsannen, blätterte jener in den Heften. Er fand endlich das Gesuchte, und sprach: „Hier, liebe Freunde, noch das Letzte für heut, und einst für mich, und vielleicht jetzt für euch das Wichtigste von Allem, was jener liebenswürdige Sklave gesprochen.“

„Ach!“ rief der sanfte Roderich mit bewegtem Herzen: „Ist's auch möglich? — Ein Sklav, ein Galeeren-Sklav! Wie konnte in ihm so viel Weisheit gefunden werden, oder vielmehr, wie konnte ein Mann von solchen Einsichten, von so erhabenen Grundsätzen sich so weit verirren, daß er auf die Bank der gröbsten Verbrecher geschmiedet ward für Lebenszeit? Es ist unbegreiflich!“

„Morgen sollet ihr auch dies erfahren!“ sagte Dillon, „wie eine sonderbare Verkettung von Umständen den guten Alamontade so tief stürzen konnte. Seht, ihr Lieben, ich ehre sein Andenken, wie das Andenken eines Heiligen. Er hat ein Tagebuch seines unglücklichen Lebens geschrieben; aus diesem setze ich nachher seine Geschichte zusammen, so wie aus dem, was er mir mündlich darüber offenbarte. Er hinterließ mir dies Tagebuch, und seine kleinen, meistens auf dem Schiffe, oder an den heißen Gestaden Afrika's geschriebenen Aufsätze, als Vermächtniß. Ich war aber damit noch nicht zufrieden. Ich wollte der Erbe seiner Kette werden. Ich erhielt sie. Ein geschickter Meister malte mir auch sein Bildniß.“

„Sein Bildniß?“ schrie Roderich: „Und dies haben Sie uns noch nie gezeigt? Wahrlich, er ist einer der edelsten unter den Menschen. Ich beschwöre Sie, lieber Abbé, zeigen Sie mir sein Abbild!“

Dillon stand auf. Wir nahmen die Kerzen, und folgten unserm Freunde durch einige Zimmer in die Bibliothek, welche zugleich sein Arbeitsgemach war. Er trat vor einen Glasschrank, und öffnete die Thür.

Da hing Alamontade's Bild, und um dasselbe herum eine schwere eiserne Kette.

„Diese Kette", sagte Dillon, „dient meinem Heiligen statt des Strahlen-Kranzes."

„Ist's möglich!" rief Roderich mit feuchtem Blick und sanftbebender Stimme: „Ist's auch möglich, daß solch ein Mann, wie dieser, die unglückselige Fessel tragen muß? Welch ein Adel, welch eine wunderbare Gemüthsstille in diesen angenehmen Zügen!"

Roderich hatte Recht. Hier war nicht das heimlich-düstere, in sich zurückgezogene Wesen, das Rohe, Freche, welches die Gesichter gemeiner Verbrecher zu bezeichnen pflegt. Es war das Antl[illegible] eines Dulders, voll unaussprechlicher Hoheit und Kraft. Aus den kränklich-blassen Mienen, aus den matten Zügen um die geschlossenen Lippen, aus der gelinden Senkung des Hauptes gegen die Achsel, aus der Stirne voller Falten, um welche ein dünnes unter schwerem Kummer allzufrüh ergrautes Haar wehte, erkannte man den namenlosen tiefen Gram, und die tausend mannigfachen Leiden, welche diesen edeln Mann in einer

schauerlichen Reihe von Jahren allmälig tödten mußten. Aber der feste und doch so gutmüthige Blick der Augen verkündete wieder ein Gemüth, worin Stille wohnte, während es draussen stürmte; einen Geist, gewaltig durch frohes Bewußtsein, der zu den Schmerzen seiner Hülle lächeln, und den Schlangen verzeihen konnte, die an seinem Herzen sogen.

Wir standen lange vor dem anziehenden Gemälde. Uns ward, als schwebe des Dulders Geist unter uns. Eine liebliche Wehmuth bemächtigte sich unserer Herzen. Dillon legte die Hand an die eiserne Kette, und seufzte mit emporgewandtem Blick: „Er war ein irdischer Engel! Er war unschuldig und trug unverdientes Leiden. — Ach! Und wie er's trug! Alamontade, einst will ich sterben, wie du, möcht' ich's mit dem hohen Tugendsinn, wie du!"

Nach einer Weile führte uns Dillon wieder in das vorige Zimmer zurück.

„Es wird spät, ihr Lieben!" sagte er: „Morgen soll uns die Geschichte des merkwürdigen Mannes wohlthun. Ich versprach euch aber noch, einen der wichtigsten Gedanken Alamontade's aus unsern Unterredungen mitzutheilen. Sammelt noch einmal eure Aufmerksamkeit. Es ist der erhabenste Gedanke, welchen der Sterbliche, nächst dem Gedanken: „Gott", denken kann. So oft

er in meine Seele tritt, empfindet sie ihre Hoheit, ihre angestammte Würde. Sie fühlt alles Irdische von sich abfallen, und lernt verbindungslos mit allen Theilen des Weltalls, einsam, nur sich gehörig, ihre hohe Selbstständigkeit erkennen, ihr Ziel aus dämmernden Fernen ahnen."

Wir setzten uns wieder, wie vorher. Da nahm der Abbé die Papiere und las:

13.

Je länger ich mich mit Alamontade unterhielt, je ehrwürdiger erschien er mir. Er war mein Lehrer, ich sein Schüler geworden. Ich, vom Kapitain Delaubin gesandt, ihn zur Religion zurückzuführen, war nun er mein Bekehrer worden. Ich fühlte meine Vernunft in sich selbst wieder befriedigt, und ihre Grundsätze mit einander ausgesöhnt. Ich sah ein, daß ich bisher nicht gedacht, sondern lange geträumt; daß ich Gegenstände, welche ohne Verbindung mit Erfahrung und Sinnenwelt stehen, Gegenstände, die nur von den Blicken der Vernunft berührt sein wollen, in ein Fantasie-Bild hatte bringen wollen; daß all' mein Zweifel, all' mein Unglaube nur daher entsprungen, weil ich mit der Einbildungskraft hatte philosophiren, und vom Wesen der Gottheit oder von der Natur und Möglichkeit des Ewigseins eine anschauliche, gleichsam bildliche

Vorstellung schaffen wollen, wie man von sinnlichen Dingen zu haben pflegt. Ich sah ein, daß das Kind, welches sich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde, welcher sich ihn als ein verzehrendes Feuer denkt, daß Alle sich kindlich-verwegen täuschen.

„Aber, lieber Alamontade," sagte ich, „der Mensch ist doch nun einmal ein sehr sinnliches Wesen, und seine Einbildungskraft rastet nicht. Sie verlangt, sich das höchste Wesen auf irgend eine Weise darzustellen. Du selbst wirst eingestehen, daß du nicht immer im Stande bist, deinen Geist auf einerlei Höhe angestrengter Betrachtung zu erhalten; daß es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geist unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umstände ermattet ist."

Allerdings! antwortete Alamontade: Nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menschen, mir Gott gleichsam näher zu ziehen, und ihn mit meinen übrigen Vorstellungen verwandter zu machen. In solchen Stunden erscheint er mir als ein heiliges, alliebendes Wesen, welches mich und Alles zur Glückseligkeit ins Dasein gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen beschäftigen, seine Heiligkeit, erwecken in mir ein kindliches, grenzenloses

Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl, vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet.

Sehen Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, dies Glauben, das nothwendige, unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer, gleichviel wie und wo — dies ist meine Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaßen ihrer Vernunftäusserungen schon erfreuen.

Und es hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit schon dadurch, daß er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, liebendste Wesen, welches aber von keinem irdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat.

Aber seine Lehre nahm, wie sie zu verschiedenen Völkern kam, verschiedene Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war, oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie vor Erscheinung des Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkührlich oder unwillkührlich zusammenschmolz.

Es waltet unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern, groben Sinnlichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religion, denn es gibt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man oft mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und daher noch an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen und werden entstehen die verschiedenen Glaubens-Parteien; unter den Glaubens-Parteien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Menschen. Wie sollt' es auch anders sein? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändern. Einen anderst Glauben hat das Kind; einen andern, wenn es zum Jüngling reift; einen andern, als junger Mann; einen andern, als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern, wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt.

Und lasset ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniß, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu Blüthen, und es umfängt ihn ein

neuer Glaube. Werdet nicht Weltverbesserer mit dem Schwert. Meinungen und Begriffe lassen sich nicht beschneiden mit der eisernen Scheere der Gewalt. Jede Religion wird reiner und edler, durch Loswickelung von der gröbern und dann von der feinern Sinnlichkeit, und durch Stärkung der Vernunft. Lasset dem Katholiken seinen feierlichen Pomp in Tempeln und Altären, und dem Mennoniten seine hirtliche Einfalt, und dem Denker die stille Betrachtung inner den Mauern seines Studierzimmers. Räumet überall nur hinweg die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes entgegenstreben; machet ihn freier, fähiger zum Denken, und ihr habet Alles gethan, was ihr verpflichtet seid.

Jeder Mensch hat seine Religion; nur nicht der, welcher, bei allen Talenten, nicht Muth genug hatte, sich selbst zu betrachten, sondern in verworrenen Zweifeln schwebte, und, um sich ihrer Unbehaglichkeit zu entladen, ihr Andenken in sinnlichen Zerstreuungen, und mit einem aufs Gerathewohl ohne fernere Prüfung angenommenen Satze zu verlöschen sucht. Diese fürchterlichen Wesen, deren Sitten- und Rechtslehre nur Konvenienz ist, knüpfen in sich die Aussenenden der menschlichen Bildung zusammen; Brutalität ihrer thierischen Natur mit geübtem Scharfsinn, Witz und Urtheilskraft. Spräche nicht wider ihr Ver-

muthen und wider ihren Willen in ihrer Brust zuweilen die Stimme der unbesiegbaren Natur (des Vernunftgesetzes), und zwänge sie also anzuerkennen, es ist ein Recht, und es ist, man sage, was man wolle, liebenswürdig die Tugend, und risse diese gewaltige Kraft sie nicht wider ihren Willen zum Mitleiden hin: wahrlich, mein Herr, diese Menschen wären die gefährlichsten Bestien auf dem Erdball. Die gräßlichen Neigungen, die Leidenschaften des wilden Thiers sind in ihnen furchtbar mit der Klugheit des menschlichen Geistes gepaart.

„Lieber Alamontade," sprach ich, gerührt und erschüttert von der Macht und Hoheit, mit welcher er zu mir redete, „so glaubst du doch auch, daß der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben muß, weil er ein nicht mit sich selbst im Widerspruch schwebendes Wesen sein will und sein soll, sondern auch, weil er der Religion bedarf, um tugendhaft zu sein? Davon hast du bisher gänzlich, und, ich gesteh' es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was Andere die natürliche, oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der sittlichen Weltordnung, das ist: den Glauben, daß hier oder dort, später oder frü-

her, Vergeltung statt findet, eine Bestrafung des Lasters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längst schon aufmerksam gemacht, wenn mich nicht Besorgniß zurückgehalten, deinen Gedankengang zu unterbrechen."

14.

An und für sich sind Religion und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht also verwandt, daß sie auf einander wirken sollen! antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, so nothwendig er ist, besteht doch an und für sich allein, und hat mit dem, was wir Tugend nennen, keine Verbindung, so wie die wahre Tugend selbstständig ist, und ohne alle Hinsicht auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf Vergeltung ist.

Aber es ist wohlgethan allerdings, die Religion zum Erziehungsmittel der unmündigen Menschheit zu machen. Sie ist die sicherste Stütze, an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmälig emporheben zur Selbstständigkeit der Vernunft.

Das ewige, in uns vorhandene, in allen Zeiten und Weltgegenden gleiche Sittengesetz sagt uns, wie wir, als vernünftige Wesen, handeln sollen.

Und wenn ich nun so handle, wie ich nach diesem ewigen Gesetze soll, dann bin ich erst, der ich sein soll: ein freier, selbstthätiger, nur von sich ausgehender, nur durch sein eigenes in ihm selbst liegendes Gesetz bestimmter Geist. — Wenn ich Gutes thue für Geld, so war ich nicht tugendhaft; jedes Thier thut desgleichen nach Maasgabe seiner Urtheilskraft; es fürchtet in manchen Fällen Strafe, es kennt in manchen Fällen seinen angenehmen Lohn. Die Tugend verlangt für sich keinen Lohn; sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen; sie erwartet keine Vergeltung. Sie übt sich, ohne Rücksicht auf den Erfolg der Handlung, genug, wenn, so zu handeln, das Sittengesetz befiehlt. Die Tugend ist nichts anderes, als die Erscheinung des handelnden Menschengeistes in seiner Wahrheit. Ein Geist, ohne Verbindung mit, oder ohne Einfluß von einem nach thierischen Absichten und Interessen wirksamen Körper, würde, wenn er handelte, nur allein gut, er würde nie unsittlich handeln können; er wäre ein heiliges, das heißt, von sittlichen Mängeln reines Wesen. Eben daß unser Geist in einer, seinen Gesetzen, oder seinem Wesen oft entgegenwirkenden Hülle wohnt, entwickelt im Kampfe seine Kraft. Und wenn nun er, und nur er, handelt; wenn er, ungelenkt von sinnlichen Interessen, weder bestochen von Furcht der Strafe, noch Hoff-

nung des Gewinns, nach eigenem Gesetz wirkt, dann ist er tugendhaft, das heißt, frei, stark, selbstthätig, oder Geist wie er sein soll, und wirklich seiner würdig ist.

Läge auch nicht die Idee einer Gottheit und der Unsterblichkeit in ihm, so würde er dennoch gut, oder tugendhaft handeln können. Die Religion ist also nicht unauflöslich mit der Tugend verbunden. Beides kann ohne einander sein. Es gibt viele Menschen, welche Gott und Unsterblichkeit glauben, ohne tugendhaft zu sein. Es kann Menschen geben, die ohne Religion, von Zweifeln hinweggerissen, dennoch tugendhaft sind.

Tugend und sinnliche Wohlfahrt, oder was man gewöhnlich Glückseligkeit heißt, sind zwei mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht eins um des andern willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich zwar mein Wohlsein vermehren; aber Zufall ist, wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur so lange, als die Tugend mit der Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daß ich all mein Wohlsein dahinopfern muß, weil ich tugendhaft, das ist, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Gesetze in mir, handle.

Der Mann von Tugend liebt seine Pflicht mit eben dem strengen, unbezwinglichen Eifer, wie Andere das, was sie ihr Recht nennen. Er kann,

wie Andere für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehen, es eben so für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes.

So ist's denn nur Schwäche und Kurzsichtigkeit, oder Klugheit von denjenigen gewesen, welche lehrten, daß Sittlichkeit und Wohlsein immerdar in Einklang stehen sollten, und daß, weil nur allzuoft Elend im Gefolge der Tugend geht, in einem künftigen Leben eine sittliche Vergeltung, eine Harmonie dieser beiden Ziele, dieses von ihnen so geheißenen höchsten Gutes, statt haben müsse.

Wie der Keim, den ich in den Boden werfe, so der Menschengeist, der ins Universum fällt. Wie der Keim, nach den physischen Gesetzen, nothwendig, in Folge seiner Organisation, Wurzeln schlägt, treibt, und Stamm und Blumen und Blätter ausschießt, ohne andern Zweck, als weil er so in seinem Verhältniß ist: so der Geist des Menschen, wenn er erscheint wie er ist, wie er soll, nach seiner in ihm wohnenden Ordnung — sittlich gut, ohne anderweitigen Zweck. Es ist zwischen den sogenannten Gesetzen der Körper- und der Geisterwelt nur Namensunterschied. In der That sind sie eins und dasselbe, das Sittengebot

ist ein Naturgesetz des Menschengeistes, indem er wirken muß, weil er nicht anders kann.

Das Gute gethan, aus Gottesfurcht, in Hoffnung auf Vergeltung oder Furcht vor künftigen Strafen, ist nur Religiosität oder Frömmigkeit, mit nichten aber Freiheit des handelnden Geistes, oder Tugend. — Frömmigkeit bricht schon die Ketten der Sinnlichkeit, bereitet schon die Freiheit des Geistes vor; führt zur Tugend, und ist in so fern die Religion, als ein Erziehungsmittel der Völker, ehrwürdig. Es ist zu viel gefordert, daß Jedermann, ohne Furcht, ohne Hoffnung, gut handle gleich anfangs; es ist zu viel gefordert von dem Kinde, daß es, kaum geboren, gehe, ohne seine Kräfte allmälig geübt zu haben; vom Geiste, daß er plötzlich erscheine in der Herrlichkeit seiner Stärke, Reinheit und Selbstständigkeit, ohne Vorübung.

Für die Erziehung der unmündigen Menschheit ist die Lehre von der moralischen Weltordnung, von der einstigen Uebereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseins unentbehrlich; so wie für den verwilderten Menschen das Schwert der bürgerlichen Gerechtigkeit ein Leitungsmittel zu gesetzmäßigem Betragen wird.

„Wie,“ rief ich erstaunt, „alle die Tausende, welche muthig in der Hoffnung eines bessern Lebens, im Vertrauen auf ihren vergeltenden Gott,

die Leiden der Erde tragen, und ihr eigenes Heil gern dahin geben, wenn es darauf ankömmt, Pflichten zu vollstrecken — wie, Alamontade, sie wären keine tugendhafte Menschen?"

Nein, antwortete der Greis, sie sind nicht tugendhaft; denn sie opfern freudig das geringe Gut, in der Erwartung, dafür ein größeres zu empfahen. Aber sie sind fromme Menschen, und nahe ihrer Vollendung. Sie sind mir ehrwürdig; sie sind mir lieb. Ihnen gilt es noch ein Schritt, und sie sind vollkommen frei.

Sehen sie, mein Herr, hier haben Sie nun die Ursache, warum ich in meiner Religion durchaus von keinen sittlichen Verpflichtungen, von keiner Tugend, von keinem Weltrichter gesprochen. Der Geist handelt, wie er soll. Seine Tugend ist keine Konvenienz; er nimmt für sie keine Nebenabsichten zu Hülfe. Er bedarf für sich keiner Belohnung; er kann nicht einmal belohnt werden, es sei denn durch das Bewußtsein der Stärke, der Eigenmacht und Freiheit, zu der er uns emporgerungen. Er zählt seine schönsten Augenblicke nach den Triumphen über die Sinnlichkeit.

Und wenn wir nun um unserer Tugend willen leiden müssen, mein Herr, wer ists denn, der da leidet? Es ist nicht der Geist, denn er genießt eben dann des Sieges; nur die sinnliche Natur es Menschen leidet. Diese also müßte für ihre

Aufopferungen belohnt werden; aber wie **kann** sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt? — Und sagen Sie, was heißt auch belohnen und vergelten? Wenn ich mein lebenlang einen kranken Körper mit mir herumschleppe, würden mir durch einen gesunden Körper in einem zweiten Leben die vorigen Leiden vergolten sein? Hätte ich die Schmerzen darum **nicht** getragen? Hätte ich die tausend bittern Jammerthränen **nicht** geweint?

„Freund," erwiederte ich mit einigem Schauer, „ich fühle deiner Worte schwere Wahrheit — aber sie ist hart, sie ist sehr trostlos. Ich mögte deine Lehre nicht predigen. Hätte der arme Mensch, gedrückt von tausend Mühseligkeiten, nicht die süße Erwartung: du leidest nicht vergebens, einst wird die Bürde von dir genommen, einst wird dir dein Elend doppelt schön vergolten werden mit Seligkeit — ach! Freund, er würde oft verzweifeln müssen."

Es ist wahr, entgegnete Alamontade, der sinnliche, unmündige Mensch, welcher an den Vergelter über den Sternen glaubt, verzweifelt nicht. Aber der Vollendetere, der Geistmensch, verzweifelt noch weniger, als er. Sein Körper leidet zwar, aber nicht sein vorwurfsloser Geist. Er weiß, daß früher oder später, mit dem Körper, die Qual zugleich von ihm genommen wird. — Uebri-

gens, mein lieber Herr, lassen Sie uns nicht in verworrenen Vorstellungen umhertappen, sondern deutlicher werden in dem, wovon wir reden. Wir sprechen von Leiden. Alles Leiden ist nur sinnlich. Der Geist hat kein anderes Leiden, als das Bewußtsein, gefehlt, das heißt, im Kampfe mit den niedern, sinnlichen Interessen unterlegen zu haben.

Alles Leiden ist aber wieder in sich verschieden. Körperliche Schmerzen dauern nie anhaltend, und sind eben deswegen wohl zu ertragen, weil man weiß, der Tod oder die Genesung des Leibes befreien uns endlich davon. Ich denke also, wenn wir von Uebeln reden, die dem Menschen zu schwer würden, sollten wir nicht darunter körperliche Krankheiten verstehen. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer, und lassen selbst, während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke von Ruhe.

Aber herber sind die sogenannten Seelenleiden. Von diesen ist's der Mühe werth zu sprechen. Ich erinnere mich keines Menschen, der wegen einer körperlichen Krankheit verzweifelte; aber mehr als Einer unterlag dem Kummer, wenn er aus dem Schoose des Reichthums zum Bettelstabe schreiten sollte; oder wenn treugewähnte Freundschaft ihn abscheulicherweise verrieth; oder wenn er unverschuldet, oder durch eigene Schuld, der Schande und Entehrung blosgestellt wurde;

oder wenn er irgend eine Aussicht, irgend ein Glück, auf dessen Dauer er gezählt hat, rettungslos verlor.

Wohlan, mein Herr, woher entstehen diese Leiden? Aus falschen Vorstellungen vom Werthe der Dinge entstehen sie, aus dem Uebergewicht unserer niedern, sinnlichen Natur über die geistige. — Was sind Reichthum und Armuth? Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Gewohnheiten versagen müssen. Wer dies nicht im Nothfalle kann, der ist mehr Thier, als Geist — und will er dafür nun Vergeltung in einer bessern Welt? Ist Armuth ein unerträgliches Leiden? Wie mancher klagt über Armuth, der noch reicher ist, als mehrere Millionen Nebenmenschen sind! Seine Klage ist mehr lächerlich und verächtlich, als rührend.

Ehre und Schande, wie sehr hängen diese von den Umständen ab! Nur in der Tugend allein ist Ehre; im Laster allein Schande. Dem Tugendhaften mag das Urtheil der Welt wohl gleichgültig sein. Wem es noch nicht gelungen, seinen eigenen Werth in stiller Vollziehung der Pflichten zu finden, und mit unbeflecktem Gewissen sich harmlos über das wankende Urtheil des großen

Haufens zu erheben, ist ein armes, beklagenswürdiges Geschöpf; mehr Thier, als Geist, mehr Kind, als vollendeter Mann. Er hängt in trauriger Blindheit mehr an dem wechselnden Spiel der Umstände, als an dem ewig Wahren und Guten.

So ist's, wie mit diesen, auch mit allen unsern sogenannten Seelenleiden. Unsere eigene Schwäche veranlaßt sie; unsere sittliche Stärke vernichtet sie.

Es hat Menschen gegeben, welche ihre Zeit verschwendeten, um die Uebel des Lebens hinwegzuvernünfteln; oder sie zu vertheidigen, um, wie sie meinten, die Ehre ihres Gottes zu retten; oder sie zu versüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein besseres Loos jenseits des Grabes. Wozu dies alles? Diese Uebel sind nothwendig in der Weltordnung, und ihr Dasein ein Beweis dessen, wozu wir bestimmt sind. Unsere Bestimmung aber ist, Reife oder Vollendung unsers Geistes. Er ist reif, er ist vollendet, wenn er, unbeherrscht vom Einfluß sinnlicher Interessen, durch sich selbst, nach eigenem Gesetz handelt. Die Uebel der Menschheit treiben den Geist derselben zu seiner Selbstständigkeit. Daher ist das Sprichwort eine nur allzu wenig verstandene Wahrheit: Das Unglück macht zu Weisen. Der Unbestand des Irdischen macht uns auf den bleibenden

Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub stößt den Geist von sich ab, und zwingt ihn zur Erkenntniß seiner eigenen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnimmt, verschmäht, ihm länger anzugehören, und kehrt zu sich zurück und wird selbstständig; er lernt endlich die hohe Wahrheit: Des Menschen Geist ist nicht für andere Zwecke, er ist für sich selbst da.

Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So legte es der unbekannte Weltordner an, daß der Menschengeist durch Alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen, und nicht in Anderm, ausser ihm. Wäre er zu fremden Zwecken, so würde er, als Mittel, aufhören müssen, sobald jene verschwinden. —

15.

„Der Gedankenflug meines ehrwürdigen Weltweisen riß mich gleichsam über mich selbst fort," sagte der Abbé Dillon, „ich ward einer niegekannten Empfindung meines eigenen Ichs theilhaftig. Die irdischen Güter mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Reiz für die Sinne verschwanden unter mir im Gefühl meines wahren Selbstes. Ich empfand: daß sie nicht mir, daß ich nicht

ihnen gehöre. Das Weltall erschien mir neu. Ich erblickte es aus einem nie geahneten Gesichtspunkt. Alamontade schwieg, als entdeckte er meine Stimmung; als wolle er mir Frist gönnen, mich unter diesem ungewohnten Horizonte zu sammeln. Es war nicht nöthig. Der Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde.

„O Alamontade!" rief ich: „So begreif' ich's, wie Du mit Seelenruhe sterben, und harmlos die fernere Rolle Deines Geistes auf fremden Bühnen erwarten kannst? Doch gesteh' ich Dir, daß es dem Menschen wohl sein würde, wenn der Schleier vor dem künftigen Leben auch nur um ein Geringes gelüpft wäre; wenn der Weltordner sein Selbst noch auf irgend eine Weise offenbaret hätte, daß Niemand darum in Zweifeln erkranken könne."

Wie, mein Herr, entgegnete Alamontade, Sie glauben, daß es dem Menschen wohler sein würde? Welchem Menschen? — Dem unmündigen, dem an der Sinnlichkeit klebenden? Nein, mein Herr, diesem würde dann so wohl und so weh sein, wie jetzt. Ihn macht nicht das Geistige glücklich, sondern das was aus dem Irdischen quillt. Ihn beseliget das Gefühl des angenehmen Ueberflusses, worin er wohnen kann, das Gefühl des Ruhms, der öffentlichen Hochachtung, der

Freundschaft, der zärtlichen Liebe, der Schönheit, des Nützlichen und dergleichen. —

Dem unmündigen Menschen ersetzt für einige Zeit der Zauber der Einbildungskraft, was ihm an Offenbarungen gebricht. Er ist darum nicht unglücklicher. Sie sehen ja, wie fröhlich er durch sein Leben hintanzt, sobald ihn nicht Krankheit, Verkennung, Armuth, Feindschaft, oder ein anderes sinnliches Uebel drückt.

Der ausgebildete Mensch aber im Stande seiner Mündigkeit verlangt keine höhere Offenbarungen über die heiligen Weltgeheimnisse, als er schon besitzt. Er kann sie nur nicht wünschen. —

„Er kann sie nicht wünschen?“ fragt' ich: „Ich verstehe dich nicht.“

Er kann nicht, antwortete der Philosoph, weil er nicht das Unmögliche wünschen will. Nicht dem Körper konnte sich die Gottheit offenbaren, sondern dem Geist. Sie that es, indem sie unser Ich also organisirte, daß dasselbe nothwendig sie denken und glauben mußte. Sie that es, indem sie als Urkraft das Universum mit ihren Erscheinungen füllte, welche wir vermittelst der Sinnwerkzeuge wahrnehmen. Indem der Weltordner so gleichsam durch den Mund unserer Vernunft zu uns spricht: „Ich bin!“ und in dem gleichen Moment vor unsern Augen die Erscheinungen seiner Wundermacht aufrollt, erlöschen alle

Zweifel — Zweifel, die nie von der Vernunft, sondern von der Phantasie und dem durch Erfahrungen aus der Körperwelt gebildeten Verstande erhoben werden.

Noch einmal wiederhol' ich Ihnen: Alles in der weiten Natur, Alles was wir besitzen, und erfahren, Alles was wir entdecken in uns und was wir wissen, Alles, sag' ich, beschränkt den Geist zuletzt auf sich selbst, führet ihn mit sanfter Macht zur Selbstständigkeit. Diese müssen wir als das letzte Ziel unserer Handlungen, als unsere Bestimmung, als unsere Hoheit ansehen.

Wahr ist's, dies Erdenleben ist voller Uebel; nichts ist darin beständig; Alles wechselt, und wir treiben in einer unwiderstehlichen Fluth von unberufenen Ereignissen und Schicksalen dahin. Aber klagen wir darum nicht so laut. Eben dies ist der Fingerzeig des Weltordners, daß wir uns über das Irdische erheben, unser Heil und unser letztes Ziel nicht in diesem, sondern in unserm Ich suchen sollen. Der Geist des Menschen ist nicht das Eigenthum des Sinnlichen; aber er selbst hat auch kein anderes Eigenthum, als sich allein. Sogar die Sinnenwerkzeuge, mit denen er, als Mensch, für einige Zeit verbunden ist, bleiben ihm nicht.

Wahr ist's, daß wir von den Millionen Gegenständen, welche uns im Weltall umschweben, nur wenig begreifen; daß wir die Dinge nur ken-

nen, was sie in Bezug auf uns sind, nicht aber, was sie an sich selbst sein mögen. Aber darum wollen wir nicht erschrecken. Denn daß wir immer nur auf unsere eigenen Vorstellungen, auf unsere innere Welt allein eingeschränkt sind, dies ist der feierlichste Beweis unsers Werthes, unserer Hoheit, unserer Selbstständigkeit, als Geister. Wir erblicken uns in keiner einzigen Verbindung, welche unser Ich zu einem Mittel für ein fremdes Wesen herabwürdigt, oder diese Herabsetzung nur ahnen liesse. Wir stehen einsam, aber wir stehen für uns im unermeßlichen Reiche der Schöpfung. Wir schreiten durch die wandelbaren Erscheinungen hin, und werden von ihnen berührt und verlassen; und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist, und erkennt sein Selbst, und entwickelt seine Kraft, und wird, der er sein soll, ein denkendes, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoff, den wir Körper heißen, rühren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott.

Ja, ich bin ein für mich geschaffenes, selbstständiges Wesen, und indem mich Alles nur auf mich zurückführt, und die ganze mich umringende Natur mein Eigensein verbürget, und mich in der Reihe der Dinge eben dadurch meinen Werth, meine Hoheit erkennen lehrt, erblicke ich in der

Selbstständigkeit meines Ichs die Urkunde meiner Ewigkeit.

Mag dann der Sinnenmensch zittern, wenn an ihm, was Irdisches ist, zerfällt, und er sich selbst zu verlieren wähnt. Was in diesem Leichnam denkt und lebt, ist nicht Staub, ist nicht Erscheinung, wie der Staub, sondern eine Urkraft, welche selbst Erscheinungen wirkt. Sie dauert, sie wirket ferner. Unsinn wär' es, zu sagen: die Kräfte des Universums verlieren sich aus dem Universum, oder die Welt verliere sich aus sich selbst.

Die flüchtigste Selbstbeobachtung lehret mich, daß mein selbstthätiges Ich verschiedener Natur sei von der Erscheinung, so ich meinen Leichnam heiße. Mag dieser aufgelöset werden in die Stoffe, aus welchen ihn die gebärende Natur zusammensetzte: mein Ich dauert in seiner Nämlichkeit hin, und überlebt den Wandel der Erscheinungen.

Bald, o bald zerfällt dieser Staub! — fuhr Alamontade in edler Begeisterung fort, und sein Auge starrte glänzender gen Himmel: Es sei. Ich stehe als unzerstörbarer Bestandtheil im Ringe der Weltordnung. Die Welt der Kräfte, der Geister wunderbares Reich ist meine Heimath. In ihm wohnen die mir gleichen Wesen; dort meine Brüder!

Viel hab' ich, viel gelitten in meiner Menschennatur. — Aber wohl mir! In diesen Stürmen reifte behender meine Kraft. Ich habe durch-

gerungen, und mitten im Jammer fühlt' ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit fühlt' ich meinen Adel, den kein Menschenspruch vernichten kann; schmachtend an den glühenden Küsten Afrika's, gewahrt' ich meines unentreißbaren Reichthums. O wie beglückt bin ich! Am Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn seh' ich mit Lust zurück; denn alle Dornen blühen nun so wundervoll, sie, die ich einst gehaßt, die mich verwundeten.

Und Du — fuhr Alamontade fort, und wie Verklärung schwamm's um sein Angesicht, während ich ehrfurchtvoll da saß, wie vor dem Sterbebette eines Heiligen, und meine Augen in Thränen übergingen — O Du, Erhabenes, Unbekanntes, Heiligstes, durch das ich ward — Dein bin ich, und Dein bin ich ewig. Hoch hast Du mich gestellt in Deiner Wesenordnung, o Unnennbarer! Denn ich darf Dich ahnen, darf Dich denken; Du selber sprichst von Dir in mir. O Vatergeist! o Vatergeist! — Ich bin noch immer Mensch, und darum immer kindlichen Sinnes, und den Gedanken an Dich begleitet das warme Gefühl — darum red' ich zu Dir. Mein Reden ist Kindeslallen zum Vatergeist — menschlichempfundener Dank! — Wie glücklich bin ich, daß ich bin! In Dir web' ich. Durch Dich erheb' ich mich, und gleit' ich von

einem Punkte Deines Alls zum andern. — O Vatergeist — — —

Hier wurde seine Sprache immer leiser, immer unverständlicher. Es schien, als schüttle sein Geist die Fessel der Worte ab, um schnellern Flugs emporzusteigen. Ein wunderbares Entzücken strahlte aus seinen Gesichtszügen. Dann und wann bebten seine Lippen, wie im leisen Gebet, als wollte der müde Körper noch den erhabenen Geist in seiner Andacht, in seinem Dank zu Gott begleiten.

16.

So weit las der gute Abbé Dillon. Die Mitternacht hatte uns übereilt. Aber Keiner war ermüdet. Wir schwiegen. In unsern Augen zitterten Thränen. Ich warf mich an Dillons Brust weinend. Roderich umarmte ihn ebenfalls. So hielten wir ihn lange Beide sprachlos an unsere schlagenden Herzen. Uns ward dabei, als drückten wir den edeln Alamontade selbst an unsere Brust; als wäre unser Dank nicht dem Abbé, nein, als wäre er ihm gebracht.

„Und so sank auch ich ihm einst ans Herz!" sagte Dillon: „O Mensch!" rief ich tiefbewegt: „wie war es möglich, daß dich die Menschen aus ihren Reihen verbannten? Wie konntest du mit diesem erhabenen Sinn zum Verbrecher werden? Seit wann schmiedet man den Tugendhaften an

die harte Ruderbank? Warst du wirklich ein so grober Sünder, daß die bürgerliche Gesellschaft von dir zu fürchten hatte? Es ist nicht möglich, Alamontade! Du bist unschuldig zur gräßlichsten der Strafen verdammt worden. Rede doch. Ich übernehme deine Rechtfertigung. Du sollst, du mußt geehrt noch einmal ins Leben zurücktreten. Schande darf nicht über dein Grab gehen!"

Er war sehr erschüttert. Er zog mich mit Inbrunst an sich, und in Zähren schmolz sein Blick. „O!" rief er: „Nun noch einmal einen Menschen, einen Bruder an diesem längstverwaiseten, armen Herzen! Ach, es hat in den dreiundzwanzig Jahren seiner Einsamkeit die Liebe noch nicht verlernt; es fühlt noch einmal wieder seine alte Seligkeit, bevor es bricht!" Mehr konnte er in seiner Wehmuth nicht sprechen. Er schwieg und seufzte weinend.

Nach einer langen Pause erhob er sein Gesicht zu mir, und sprach: „O Herr, mein Herr, wie hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient?"

„Könnte ich dein Leben fristen, lieber Mann," rief ich, „gern opferte ich dafür das meinige hin. Du aber weißt es nicht, daß du mein Wohlthäter, mein Schutzengel bist. Du weißt es nicht, daß du mich aus den Abgründen der Verzweiflung rissest. Ich war zu dir gesandt, dich zur Religion zurückzuführen; o Alamontade, und Du

bist es nun gewesen, der mich bekehrte, und mir die verlorene Religion zurückgab."

Er schien mich nicht zu verstehen. — „Siehe, Alamontade, ich war ein unglückliches Wesen, als ich zu dir kam. Ich hatte meinen Gott aus meiner Welt verloren, und starrte bebend in die Zukunft hin, wie in eine lebenlose Finsterniß. Zweifel über Alles, über mein Haben und mein Sein, umwickelten mich. Zwischen Widersprüchen taumelte ich elend umher, und ward mir selbst mit meinem Unsinn eine Last und ein Abscheu. Du, Freund, du hast mich wieder emporgerichtet und mich mir selbst in meiner wahren Natur und Würde dargestellt. Gott, Unsterblichkeit und Selbstständigkeit meines Ichs — sie sind! Mein Geist kann sich nicht sich selbst abläugnen. Durch dich bin ich wieder im Zusammenhang mit der Natur; gewogen liegt auf den untrüglichen Wagschalen der ewigen Vernunft der Dinge Werth und Unwerth vor mir. Die Finsternisse klären sich wieder auf, und was verödet, blüht mit jungem Leben! — Und Alles das ward mir von dir ertheilt!"

In dieser schönen Stunde war's, daß Alamontade's Herz sich freier gegen mich aufschloß. Er gab mir in zerrissenen Blättern sein Tagebuch. Er machte mich, auf mein dringendes Bitten, mit vielen Umständen seines Lebens genauer bekannt.

Ich darfs nun wohl nicht erst sagen: Alamontade war unschuldig! Ich wollte auf der Stelle an seiner Rechtfertigung arbeiten. Ich wollte, daß ihm die Gerechtigkeit öffentlich Genugthuung leiste, ihm die geraubte Ehre zurückgäbe. Er schüttelte den Kopf, und bat mich, so lang' er lebe, keinen Schritt dafür zu thun. Er sei nicht lüstern nach der Achtung einer Welt, die ihn so lange, so unbarmherzig verstieß, und zöge es vor, die letzten seiner Tage unzerstreut und ungestört sich selber zu gehören.

Ich wirkte für ihn bei den Behörden sogleich ein besseres Zimmer, größere Bequemlichkeiten aus. Mit Freuden hätt' ich mein Hab' und Gut hingeboten, ihm damit einen fröhlichen Augenblick zu erkaufen nach so viel ausgestandenen Leiden. Ach! daß ich ihn so spät erst kennen lernte!

Auf mein wiederholtes Begehren, mir alle, auch den geheimsten seiner Wünsche, zu entdecken, sagte er endlich: „Wohlan, schreiben Sie doch nach Nismes oder Montpellier, um zu erfahren, wohin Clementine gekommen? Ob sie noch im Leben sei? Ob sie sich verheirathet hat? Ob sie glücklich war?

Ich kannte diese Clementine aus seinen Papieren und seinen mündlichen Erzählungen. „Und wie, Alamontade," sagte ich, „wenn

mentine noch am Leben wäre? Nicht so, du würdest wünschen, sie noch einmal zu sehen?"

Er lächelte bei dieser Frage still vor sich nieder. „Ach, sie war der Engel, der meine Kindheit zauberhaft verschönerte, und mich weinend bis an die Schwellen des verlorenen Edens führte. Nein, bemühen Sie sich nicht, mein lieber Herr. Sie wird Alamontade's nicht mehr gedenken, wenn sie lebt, und noch weniger wird sie sich überwinden können, eine Reise zu machen zum Sterbelager des Galeerensklaven!"

Ich schrieb. Ich bot die Hilfe aller meiner Freunde, aller meiner Bekannten auf, Clementinen zu entdecken, und sie zu bewegen, ohne Versäumen nach Toulon zu eilen, wo ihr wichtige Entdeckungen bevorständen. Wirklich gelang es einem meiner Freunde, ihren Aufenthalt zu erfahren. Er war in St. D** bei Montpellier, wohin sie seit einigen Jahren aus Paris zurückgekehrt war. Sie hatte kaum von Alamontade erfahren, so entschloß sie sich, die Reise nach Toulon zu machen, ungeachtet sie an einer schweren Krankheit niederlag.

„Doch, ihr Lieben," fuhr Dillon fort, „wir vergessen, daß die Mitternacht vorüber ist, daß wir der Ruhe bedürfen. Morgen, wenn ihr wollet, erzähl' ich euch die Geschichte unsers gemeinsamen Freundes. Sie ist rührend und belehrend. Ei[illegible] ers[illegible]nsames, ehernes Schicksal konnte, ohne

darunter zu vergehen, nur ein Mann tragen, wie Alamontade. Mit seinem Blick auf Gott, erhaben über seinen eigenen Schmerz, ging er heldenmüthig durch ein schauerliches Leben hin, von welchem jede Stunde schreckhafter als der Tod ist."

Bei diesen Worten erhob sich Dillon. Wir folgten seiner Einladung. Wir umarmten ihn mit innigem Dank. „Was Sie, lieber Abbé, dem ehrwürdigen Sklaven sagten, als Sie ihm dankten für Ihre Bekehrung, das haben Sie sich selbst in unserm Namen gesprochen!" rief ich: „Welch ein majestätisches Wesen dieser Alamontade in seinen Ketten! Welch ein mächtiger, seltener Geist! Seine Worte tönen wie Göttersprüche, und machen göttlicher den Menschen. Ich will mir seine Reden abschreiben. Nur Bruchstücke sind sie, aber ein in sich Vollendetes. Man muß sie öfters lesen, öfters hören, um in das schöne Heiligthum ihres Sinnes ganz einzugehen!"

„Und ich erricht' ihm einen Altar in meinem Garten!" rief Roderich: „Sein Anblick wird mich immer wieder aufrichten. Wenn ich wanke, will ich Alamontade denken, und mein ungeübter, schwacher Geist wird sich in der Erinnerung an ihn stark erheben und mächtig sein!"

So schieden wir begeistert von einander. Die Morgenröthe fand uns früher, als der Schlummer.

Zweites Buch.

1.

Als wir beisammen waren im Gartenzimmer, nahm der Abbé ein Heft hervor. „Hier“, sagte er, „ist Alamontade's Erzählung, wie ich sie mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen. Ich gab zu Allem nur die vereinende Schnur; Alamontade's Gedanken und seine eigenen Worte sind es, die ich darauf aneinander gereiht habe. Manches werdet ihr darin sehr kurz, manches wieder umständlicher entwickelt finden, je nachdem den Erzähler Gegenstände seiner Vergangenheit noch mehr oder weniger rührten, oder meine Fragen ihn dazu leiteten.“

Unsere Neugier war auf's Höchste gespannt. Mir war es ein unerklärliches Räthsel geworden, wie ein Galeeren-Sklave im Besitz so reifer Weisheit, so mannigfaltiger Kenntnisse gewesen, oder wie ein Mann, als er, durch richterlichen Spruch zu der grausamen Entehrung verurtheilt werden konnte. Immer blieb dieser Mensch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, so wie seine Weltansicht die erhabenste. Welche Zartheit der Empfindung, gepaart mit riesenhafter Geistesgröße! Welch

ein Heldenmuth der reinsten Tugend, und welch ein herbes Schicksal derselben! Wie verschwindet unter seiner Hoheit die Größe jener Helden des Alterthums, die nur durch der Dichter Zauberwerk uns erschüttern? Ein Geist, wie der des geliebten Sklaven, ist jeder dichterischen Darstellung entwachsen. Einsam, anspruchlos und um so erhabener wandelte seine Tugend über die versinkende Sinnlichkeit dahin, nur erkennbar dem Auge der Vernunft. Der Dichter, indem er das Saitenspiel der Empfindung rührt, mag nur Gegenstände der sinnlichen Natur schauen; selbst seine Götter kleiden sich noch in Farbenglanz.

Doch ich eile zur Erzählung. Dillon, beschattet vom spielenden Weinlaub am Fenster, las. Nie vergess' ich dieser schönen Stunden.

2.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, erzählte Alamontade. Ich verlor meine Mutter sehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte, aller seiner Sparsamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermste im Dorfe. Aber, ausser dem Zehnten von seinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen seines mühseligen Gewinns den vierten Theil an Steuern und Auf-

lagen hingeben. Unsere alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Schulden. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas,“ sagte er mehr als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße des Angesichts dennoch keinen schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuß auf ihrem Todtenbette gab? Ich versprach ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Taglöhner werden, und Fremden dienen.“

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ich's konnte. Aber mein kindlicher Trost beugte ihn nur tiefer. Er ward kränklicher, und ahnete das Annahen seiner letzten Tage. Oft sah er mich gerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; und die bittere Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verließ, wenn ich's sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan; denn ich konnt' es nicht ertragen, ihn weinend zu sehen. Ich umklammerte seinen Hals, küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O! mein Vater, weine doch nicht!“

Welch ein glückliches Volk könnte jene Ge-

genden bewohnen; wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwei Aernten gibt, und Oliven und Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht. Es gibt die Frucht seiner Noth und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen; gibt seinen Erwerb den Edelleuten und Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahresfrucht einer Provinz, was unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schoos der Erde entrungen ward.

Ich war achtzehn Jahre alt, da starb mein Vater. Es war ein heiterer Abend, die Sonne nahe am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte, im Schatten des Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt geniessen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich ging zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn!“ sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feierabend kömmt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht vergessen. Ich werde vor Gott stehen, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk' an uns,

und sei der Tugend treu bis in den Tod; wir wollen für dich beten. Gott sorget für dich. Und weine nicht. Denn hast du einst dein Tagewerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach! Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wird's thun, wenn die drei seligen Herzen der Aeltern und des Kindes wieder an einander schlagen vor Gottes Thron!"

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebirgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechlichen Hülle des Körpers frei. Die theuern Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

3.

Der treue Knecht — sein Name ist mir entfallen — welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Nismes, bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln engen Straßen der Stadt Nismes gingen. Ich zitterte. Ein unwillkührlicher Schauder faßte meine Seele.

„Du bebst, Colas?" sagte der Knecht: „Du siehst blaß und finster. Ist dir nicht wohl?"

„Ach!" rief ich: „Bringe mich nicht hieher

in dieses schwarze, steinerne Labyrinth. Mir ist so bange, als sollt' ich hier sterben. Laß mich taglöhnen in der grünen, freien Heimath. Sieh' doch diese Mauern, sie stehen wie schwarze Kerkerwände; und diese Menschen, sie sind so irre, so düster, als wären sie Verbrecher."

„Dein Oheim, der Müller," antwortete er, „wohnt nicht in dieser Stadt; sein Haus ist vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schicksale zu ahnen. Als ich ein Genosse des entsetzlichen Unglücks wurde, dessen Geschichte alle gefühlvolle Herzen der gebildeten Welt erschüttert hat, erinnert' ich mich jener ersten, bangen Beklemmung, die ich in den Straßen des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm sie für eine Vorbedeutung. Auch der aufgeklärteste Mann mag sich nicht von abergläubiger Furcht loswinden, wenn seine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finsterniß nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welchen Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beständig. Es war natürlich. Gewöhnt in der Natur und mit ihr zu leben, einsam und einfältig, schreckte mich das rege Menschengetümmel der arbeitsamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oelbaums gewiegt, und in der grünen, heitern

Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mocht' ich's in den engen, dumpfen Mauern ertragen, wo nur der Gelddurst die Menschen zusammenführt? In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Natur an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Narben zurückgelassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Karmeliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das schöne Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider" — —

„Und was denn leider?"

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, liebreicher Geist sprach mich aus Allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung, saß die Mutter am Tisch, von vier blühenden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweijähriger Knabe saß auf

dem Schoos der Mutter spielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angesicht. Sie schwiegen Alle und schlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim stand am Fenster und las in einem Buche. Schon waren seine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus seinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frömmigkeit.

Der Knecht sprach zu ihm: „Dieser ist Euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn sein Vater, euer Schwestermann, ist gestorben, und in Armuth. Darum befahl er mir, Euch seinen Sohn zu bringen, daß Ihr sein Vater sein möget."

„Sei mir willkommen und gesegnet, Colas!" sagte Herr Etienne, indem er seine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater sein."

Dann stand die Frau auf, und reichte mir die Hand und sprach: „Ich will deine Mutter sein."

Diese Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küßte die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort sprechen zu können. Da umringten mich die vier Töchter, und sagten: „Weine nicht, Colas, wir sind deine Schwestern!"

Von dieser Stunde an war ich eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin gewesen. Ich glaubte in einer Familie stiller Engel zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward so fromm, wie sie alle, und ward doch nie der Frömmste.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach einem halben Jahr trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleiß und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darnm hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehrjahre vollbracht, so sende ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du einst Vertheidiger unserer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unserer Rettung, und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit uud Gewalt der Papisten."

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige Tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihete mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volkes und die Wuth der Mönche verfolgte die Unglücklichen bis in das Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht; doch diese unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in Aller Herzen. Gezwungen und zum Schein besuchten wir die Kirchen der Katholiken, feierten ihre Festtage, und hielten die Bilder ihrer Heili-

gen in unsern Zimmern. Allein weder diese Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten söhnte den Haß der Verfolger aus.

4.

Schwebend zwischen zweierlei Kirchen, deren eine ich öffentlich, die andere heimlich bekennen mußte, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Parteien, und wie Stolz, und Haß, und Eigennutz mehr, als Einsicht und Frömmigkeit unter die Fahnen der kriegenden Kirchen standen, wurd' ich, ohne es zu wissen, Zweifler und Heuchler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die streitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren durchdachter, feiner und wirksamer, als diejenigen, mit welchen man den angefochtenen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubenssätze; nur die nie angefochtenen behielten in mir bleibende Hoheit. Doch verbarg ich mein Inneres Allen, um nicht Allen ein Gräuel zu sein.

So vereinsamte sich früh mein Geist. In geschäftlosen Stunden war Gott und seine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenstand. Der Wahnsinn der Menschen, mit welchem sie sich der wechselnden Meinung willen verfolgten, oder wegen eines Striches Landes, oder wegen eines Titels ihrer

Fürsten bekriegten, ward mir schauerlich. Ich empfand schon früh mein hartes Geschick, unter Wesen zu leben, die in Allem von mir verschieden urtheilten. Ich sah mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht viel menschlicher, als jene, vor deren Menschenopfern wir erschrecken. Wenn die alten Celten, oder die Braminen, oder die Wilden der amerikanischen Wüsten am Altare ihrer Götter Menschen schlachteten, waren sie entsetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn sie am Altar ihrer Götter (und Meinungen sind die Götter der Sterblichen) tausend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Gräuel meines Zeitalters, und sah kein Mittel, die allgemeine Rohheit der Völker verschwinden zu machen. Die thierische Natur der Sterblichen ist überall die obsiegende. Futter, Geschlechtstrieb und Gewaltsucht sind, wie bei jeder Viehgattung, die mächtigsten Reize zum Handeln; die Quellen der Eintracht und Zwietracht, des Steigens und Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvernichtbare Wahrheit sind mehr geahnet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen, ohne daß ihr Wesen immer die Lehrer selbst durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen würde, diese zu bekennen, würde bald das Gelächter der Umstehenden, das Opfer

des allgemeinen Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, du Einziger, du Erhabener! Dich verkannten deine Feinde, aber noch mehr deine Anhänger bis zum heutigen Tag!

Doch allzu verwundend für mich war die finstere Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraume der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönere Welt zu bauen, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle überpflanzte. Ich ward Dichter und betrauerte den Untergang Roms und Griechenlands, welche ein schöneres Dasein der Menschheit erwarten liessen, und die Erwartung bitter täuschten.

5.

Die Ruinen des ungeheuern Amphitheaters zu Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römergröße, waren mein Lieblingsaufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabenen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mir's, als umarme mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Die Ueberbleibsel längst verstorbener, [illegible]

schlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An dem römischen Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms, den Gothen, errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnungen armer Taglöhner und Fabrikmenschen heutiger Tage. — Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hilfegeschrei eines weiblichen Geschöpfs unter den Schwibbogen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschoß, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußtritte machte den Verbrecher schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen, mit zerrissenem Haar, saß auf einem Marmorblock, bebend und ausser sich.

„Ist Ihnen Leides gethan?“ fragte ich.

Sie betastete ihren Kopf: „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Steinnadeln von Werth; mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hie[illegible]Neugier entfernte mich von Mutter

und Schwester. Sie erwarten mich draussen. Der Mensch sollte mich zurückführen aus diesem weiten Labyrinth, und er führte mich in diese entlegene Gegend."

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten ans Licht. O Clementine! — —

Sie war eine Blüthe von sechszehn Jahren, zart und schön aufgewachsen. Sie schwebte neben mir, wie ein Luftbild; ich vernahm ihr Wandeln nicht. Das Liebliche, Frische, Geistige ihres Angesichts war engelhaft, und ihr Blick voller Unschuld und Liebe drang in das Innerste meiner Seele.

Ich versank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich solch ein Gefühl von Bewunderung und Zutrauen, von unaussprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war einundzwanzig Jahre alt geworden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden der alten Dichter, und nannte sie eine leidenschaftliche Freundschaft, unwürdig des Mannes. Ach! sie war wohl etwas anderes.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdischen. So ists wahr, daß die Liebe den Staub

vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

Ich ging und ging, und hatte all' meine Besinnung verloren, und wir kamen ans Karmeliterthor, wo ich mich plötzlich erkannte.

„Sie sind fremd?" stammelte ich.

„Freilich," antwortete sie, „aber es ist vergebens, daß wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir."

„Ich führe Sie dahin."

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Straßen waren mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern wie glänzende Gewölke, und die Menschen zogen wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie dringte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommnen, welche durch ausgesandte Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten Alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um meinen Namen; ich nannte ihn, verbeugte mich und verließ die Gesellschaft.

6.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straße des Albertas. Ich sah sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte unaufhörlich vor mir, und irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor die Hoffnung, die schöne Erscheinung wieder zu haben; aber nicht meine Sehnsucht.

Erst jetzt empfand ich, daß ich allein stand in der Welt und mich nicht schmiegen konnte an ein mir verwandtes Wesen. Ich war ohne Mutter und Vater, ohne Schwester und Bruder. Geliebt von der Familie meines guten Oheims, sah ich mich doch in ihr nur, als eine glückliche Waise; und in Allen, die mich mit Wohlthaten überhäuften, nur Erhabenere.

Die Zeit erschien, daß ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche, und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaas eines Vertrauens zu meinen jungen Kläften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich. Die ganze Familie stand weinend um mich her beim Abschiede. Ich versprach, in allen Feierzeiten nach Nismes zu kommen, und ging, vom Schmerz überwältigt.

Von Nismes bis Montpellier sind acht volle

Stunden. Ich wanderte im Schatten der Maulbeerbäume zu Fuß zwischen goldenen Saaten und hellen Weingärten an der Hügelkette entlang, über welche die grauen Sevennen sich erheben. Aber die Luft glühte und der Boden brannte unter mir. Nach drei Stunden sank ich ermüdet nieder am Ufer des Vidourle, im Schatten eines reinlichen Landhauses und seiner Kastanienbäume.

Ich sann über meine Vergangenheit und meine Zukunft. Ich berechnete, was ich gelebt hatte, und welch ein Zeitraum mir noch, dem gewöhnlichen Maase nach, zu wirken übrig bleibe. Ich fand noch vierzig Jahre, und schauderte vor der Kürze unserer Tage zum erstenmale. Die Eiche am Gebirge bedarf zu ihrer Entwickelung eines Jahrhunderts, und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Sein so flüchtig! Und warum? Wohin soll er mit der Menge seiner Anlagen? Nicht ein langes, aber ein vielfältiges Leben ist dem Sterblichen von der Natur verliehen. Der Gedanke beruhigte mich. Nun denn, dacht' ich, vier Jahrzehnde, und dann stehst du, Vollendeter, wo dein Vater steht.

So entschlummerte ich allmälig in diesen Gedanken. Im Traume war ich Greis, mein Gebein schwerer, mein Haar ergraut. Die tausend feinen Poren des äussern Körpers, durch welche er unspürbar Lebenskraft einsaugt, und sich von den

Elementen nährt, waren welk worden. Mit dem verschwindenden Zufluß des Lebensstoffes erlahmte die Kraft der Muskeln, und erhärteten und verschlossen sich die zarten Theile allgemach, welche wir seine Werkzeuge heißen. Ich hörte die Welt nicht mehr, und bald erloschen auch meine Augen. Indem also die Sinne abstarben, mit welchen der Geist im Irdischen anwurzelt, wurden die Gefühle schwächer, alle Vorstellungen matter, und Alles, was durch die sonst geschäftigen Sinne dem Geist zugeführt war, verlor sich. Ich hatte meinen Leichnam nicht mehr in vollkommener Gewalt, und vergaß die Namen der Dinge und ihren Gebrauch. Menschen fütterten mich, und kleideten mich an und aus, und thaten mit mir, wie man mit Kindern thut. Ich konnte noch sprechen, aber die Worte waren mir oft entfallen, und ich gab zuweilen Reden, die niemand begriff. Doch dachte ich, und fühlte, wenn gleich ohne allen Harm, daß ich der Erde nicht mehr angehöre. Bald aber dacht' ich auch nicht mehr in Worten; sondern es war nur ein starres, stilles, nämliches Gefühl meines Seins, wie man im Schlaf hat, wo man selbst nicht einmal mehr träumt. Dies Sein, ewig Einerlei, mit gänzlicher Abwesenheit von etwas Aeusserm, war ohne Wohl und ohne Weh; es war in ihm kein Wechsel des Gedankens, daher kein Folgen, und keine Zeit mehr. Genug, ich

war schon längst gestorben, mein Leichnam schon längst begraben und verweset seit Jahrhunderten. Nur auf Erden, in der Sinnlichkeit, wo wir die Veränderungen der Dinge zählen, sind Jahrhunderte, und das Gefolge der Ereignisse entbindet in uns die Vorstellung von Zeiten. Abgeschieden aber von allem Wechsel, ist im Sein keine Zeit vorhanden.

Eine angenehme dunkle Empfindung machte Epoche in mir. Mein bisher isolirter Geist ward mit neuen Werkzeugen verbunden, wirksam im Weltall aufs Weltall zu sein. Ich empfand immer heller, und hörte ein mildes Säuseln, und fühlte eine liebliche Frische mich umströmen. Vor mir schwammen goldene, blendende Strahlen, und Silbergewölke gaukelten darin. Ich senkte den verwundeten Blick in das leuchtende, durchsichtige Grün mich umschwebender Zweige, die wie gefärbte Luft im kristallklaren Aether flossen. Und zwischen den Zweigen und Wolken bewegungslos schimmerte Clementine in namenloser Schönheit, einen Kranz von jungen Blumen ums dunkle Haar.

Sie lächelte mich an. So lächelt die Liebe in ihrer Unschuld. Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz sank auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaß mich nicht!“

dacht' ich, und starrte mit namenlosem Entzücken die schöne Gestalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen, herbei. Clementinens Antlitz verfinsterte sich. Man rief ihren Namen.

„Leben Sie wohl, Alamontade!“ sagte sie und verschwand unter den bebenden Zweigen.

Ich wollte im gleichen Augenblick zu ihren Füßen sinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich erkannte die Vidourle und das Landhaus von erhabenen Kastanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte, ob ich Erfrischungen verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade?“ sagte er. Ich bejahte es. „Nun, Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl für Sie hinterlassen!“ erwiederte er. Ich ging zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. Clementine war das Fräulein de Sonnes.

Dieser Tag war einer der unvergeßlich schönen meines Lebens.

7.

Ein Dachstübchen im Hinterhause eines der reichsten und glücklichsten Bewohner von Mont-

pellier, des Herrn Bertollon, ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller, eines auf der gegenseitigen Straße stehenden Palastes waren meine Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hing über meinem Schreibtisch. Des Frühlings Blüthen-Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Kelchblättchens von ihm auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, die mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehen. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne und Nismes, und vielleicht in irgend einem glücklichen Zufall auch die geliebte Heilige wieder zu sehen.

Eines Tages öffnete sich die Thüre meines einsamen Gemachs. Ein junger, schöner Mann trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige

Aussicht!" sagte er, und trat an's Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt!" setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Herr Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehen, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie," sagte er, „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben?"

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges Geld reicht kaum für die nothwendigsten Bücher."

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren!" gab er zur Antwort, und verließ mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe. Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Clementinen und schlug die Saiten. Empfindungen sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens aber die melodischen Töne.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Clementinen. Er lehnte mit der Stirn ans Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer.

Meine Seele sank unter im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daß Bertollons Augen voller Thränen waren, daß er sich umwandte und horchend vor mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer!" rief er, und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müssen Freunde werden!"

Ich war der seinige schon; wir wurden's noch mehr im Zeitraum einiger Wochen. Ich mußte ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung, und Bertollon schien allein bei mir froh werden zu können. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Naturalien-Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur dies Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war, in mehr als einer Hinsicht, ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude: sein Ziel war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer

Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eins der angenehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Castelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gemahlin auf dem Landgute; nur im Winter zog sie in die Stadt. Bertollon besuchte sie nur selten. Nicht Liebe aber, sondern Konvenienz und Interesse schien diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltene Ausnahme. Demohngeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst ein Glied von der Brüderschaft der grauen Penitenten. „Es ist ein so Geringes," sagte er, „die Menschen zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man sie nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offenen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen verficht."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr.

Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte sie ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung und bewies mir, daß sie unter verschiedenen Nationen auch verschiedene Farben trage. Sein Witz wußte mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen, indem er eine meiner Kardinal-Tugenden zu verschiedenen Völkern wandern und überall anlaufen ließ.

Und doch war Bertollon, bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze, mir lieb; denn überall that er das Gute.

8.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Söller des Pallastes de Sonnes nicht vergessen. Herr Bertollon hatte mir schon mehrmals ein anderes Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten, frohen Umsicht. Aber nicht für sein erstes Prunkzimmer, nicht für die Aussicht ins Paradies von Languedoc hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

Der Zufall — denn Erkundigungen einzuziehen verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daß die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, und daß sie in tiefer Trauer sei um Clementinens neulich verstorbene Schwester.

Und die wenigen Wochen, und ein Vierteljahr verstrich. So oft ich die Harfe rührte, hing mein Auge unverwendet an dem geliebten Gemäuer. Aber die Familie de Sonnes kam nicht zurück, und kein Zufall belehrte mich des Fernern. Ich aber schwieg und verhüllte mein liebendes Herz vor der Welt.

Die Feierzeit der hohen Schule erschien. Ich flog nach Nismes, in der Hoffnung, dort glücklicher zu werden. Als ich beim Landhause an der Vidourle vorüberkam, blieb ich stehen. Alles war verschlossen, ungeachtet die Felder und Hügel wimmelten von Schnittern und Winzern. Da sucht' ich die Wunderstelle auf unter den Kastanien, wo Traum und Wirklichkeit einst so zauberhaft zusammengeflossen. Ich warf mich unter den schwebenden Zweigen nieder, und auf der Stätte, welchen Clementinens Fuß einst durch seine Berührung geheiligt hatte. Liebe und Wehmuth zogen mich nieder. Ich küßte den geweihten Boden, der damals Alles getragen, was die Welt für mich Theures umfing.

Ach! umsonst harrt' ich einer Engels-Erscheinung entgegen. Ich verließ den schönen Ort, als es schon Abend worden, und über der verdämmernden Ebene nur die Felsengipfel der Sevennen noch goldroth funkelten.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne, die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und selig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath, und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude!“ rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unserer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt, und wie deine Lehrer dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort dich zu stärken; denn unsere Leiden sind groß, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug, die Macht des Antichristes zu brechen, und das in den Staub getretene Evangelium triumphirend emporzuheben!

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeusserungen der ersten Magistrats-Person der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs ungemessenes Vertrauen besaß. Man trug seine Drohungen gegen die

Kalvinisten von Mund zu Mund, jeder Gassenbube rief sie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andere Sorge. Vergeblich hatte ich alltäglich die Straße des Hauses Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends sichtbar.

Auf der Straße begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich; er schüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tausend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären schon seit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, sondern in Marseille, um in den Zerstreuungen dieser großen Handelsstadt ihren Schmerz um den Verlust einer zärtlichgeliebten Tochter und Schwester zu beruhigen.

So mit vernichteter Hoffnung, Clementinen nur einen Augenblick lang und aus der Ferne nur zu sehen, ging ich traurig nach Hause. Die freudige Erwartung, welche mich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Plane, nach Marseille zu gehen; nur drei Tagereisen waren es bis dahin — und dann wollte ich von Straße zu Straße wandern, und Fenster um Fenster mustern, und alle Kirchen und alle Messen besuchen — könnt' ich sie nur dann eine Minute lang wiedersehen — könnte sie mir nicht

für so viele Mühe auch einen freundlichen Blick gewähren?

Aber die besonnene Ueberlegung zerstörte mir bald den abentheuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagener trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids; Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ist's denn?" sagte Herr Etienne mit starker Stimme. Er hatte überhaupt, ohngeachtet seines frommen Aeussern, etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohsten sein soll, wenn die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt. Der Marschall liegt nicht ausser der Gewalt des Herr-Gottes!"

Ich gab meine Verwunderung über dies Alles zu erkennen. „Du hast wohl Recht, Colas!" sagte der Alte: „Und es verdrüßt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hieher gesandt, und dir gebieten

lassen, morgen um die zehnte Stunde in's Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ist's nun? — Will dir dein Gewissen wohl, so geh zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperrte Hölle."

Allerdings konnte der von einer so erhabenen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Offiziere, Edelleute und Garden begleitet. Der äussere Pomp der Großen übt über die Gemüther der ungebildeten Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr!" rief Herr Etienne: „Geh' hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging.

Der Marschall von Montreval war in seinem Kabinet. Nach mehr, denn anderthalb Stunden, wurd' ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebietenden Anstand ohne Zwang, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen, trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehen, Alamontade," sagte

der Marschall, „da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lob ausgezeichnet sind. Bauen Sie Ihre Talente an, Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen, aber ämsiger. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie Alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners, zu behaupten, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien, nach einer kleinen Unterredung mit mir, Wohlgefallen gegen mich blicken zu lassen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte, meine in Bangigkeit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbarn und die ganze Stadt erfahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt', ich's nicht?" rief Herr Etienne: „Gott ist's, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzens ragt das heilige Kreuz gen Himmel!"

9.

Herr Bertollon war auf's Land zu seiner Gemahlin gereiset, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniß stand ich in meinem Dach-

stübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Clementinens Namen, und küßte das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung ins Auge trieb, und doch ward mir wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes sollten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Liebe, meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. „Vielleicht führt sie der Frühling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier!“ sagte ich zu mir, und sah hinüber zu dem Palast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Clementine sein!“ rief's in mir; aber ich war kraftlos zusammengesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht, und nicht die Macht, aufzusehen und Ueberzeugung zu suchen.

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor, und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war hergewandt, vom schwarzen Schleier umweht. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er hob sich — ich sah Clemen-

tinen, und in einem Augenblick, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundene Gluth brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehen zu müssen. Und als ich abermals hinübersah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick.

„Sie ists!" tönte es in mir, und ich stand auf einer nie von mir gekannten Höhe irdischer Seligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir, und begeisterte Ahnungen schwebend zwischen mir und ihr. Ein goldener Schimmer überfloß die rußigen Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumenmeer. Die Welt zerfloß unter mir wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzucken. „Ach, welcher Seligkeit ist das Menschenherz mächtig!" rief ich, und sank auf die Knie nieder, und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast Du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung!"

10.

Es war Clementine. Am Abend strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmälig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am ihrigen im Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie — mein Gruß ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ich ans Fenster gebannt; zuweilen begegneten sich unsere schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O selige Stunde, die ich harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Arm und geschlechtlos, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte — wie durft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigsten und reichsten Erbin von Montpellier erheben, um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes warben?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniß jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier und dem Engel. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, machen den Preis des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher

im Weltall, und zuversichtlicher dann; und wir dulden die Dornen am Wege; und auch die Wildniß glänzt schöner unter dem Schimmer einer stilllodernden Phantasie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und ließ die Saiten rauschen. Ich spielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neuesten und rührendsten Balladen voll ausdrucksvoller Melodie. Als ich die erste Strophe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tönte mir Harfenlaut denselben Gesang leise zurück aus der Stille der Nacht. Wer konnt' es sein, als Clementine, die das Echo meiner Empfindungen werden zu wollen schien? Als sie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechselten wir gegenseitig. Musik ist die Sprache der Seele. Welch eine unnennbare Wollust für mein Herz: Clementine würdigte mich des Gesprächs!

Ach, tausend namenlose Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfangen, in welchem sie gegeben und angenommen werden, muß ich verschweigen; allein sie sind unvergessen. Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich leblos, entzückend immer.

Und so dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang sahen wir uns schweigend und

liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und betete mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie, von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet, unter den Schattenbäumen des Peyrou *) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsere Freude und unsern Kummer; wir baten und gewährten, wir hofften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahnete den Umgang unserer Seelen, unsere süße, schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herrn Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr, meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

11.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr der Gemahl vor.

---

*) Einer der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

„Hier“, sagte er, „ist Alamontade, ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche, als daß er noch der Ihrige werde, Madame.“

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit in ihrem Wesen verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth allen Zauber verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt; aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein empfindungsvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachlässigt, von jungen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, wußte dennoch die Verleumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezogenes Leben. Ich selbst sah sie nur selten. Erst im letzten Jahre meiner Zeit auf der Hochschule gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß, uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtlichste Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu

lesen. Sie war unaufhörlich für ihn beschäftigt. Sie bereitete ihm die Arzneien; sie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entscheidenden Höhe stand, wich sie nicht von seinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerstörte sie ihre eigene Gesundheit.

Herr Bertollon blieb sich, als er genas, in seinem kalten und höflichen Betragen gegen sie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie schien seine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte sich nach und nach in gleichem Verhältniß wieder von ihm, als seine Gesundheit zunahm. Ich konnte nichts anders, als sie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe machen.

„Aber was willst du, Colas?“ rief er: „Bist du Meister deines Herzens, daß du es wagen kannst, dem meinigen Gehorsam abzufordern? Wenn du willst, nun ja, ich will es dir einräumen, meine Frau ist schön; aber die leere Schönheit ist nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieben wir uns nicht in die Meisterstücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, sie hat Verstand; den pflegt man aber nicht zu lieben, sondern nur zu bewundern höchstens. Sie ist sehr wohlthätig; aber sie hat des Geldes genug, und keinen Gefallen an kostbaren Vergnügungen. Sie bezeigte in meiner Krankheit viel Aufmerksamkeit für mich. Ich bin ihr dank-

bar. Es soll ihr an nichts von Allem fehlen, was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und, wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicher Weise unter diesen Fehlern einer oder der andere von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner Brust jedes anglimmende Gefühl von Zuneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein in Gold verwandeln, und nicht Konvenienz-Ehe in Herzenssache umschaffen könnte?"

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstoßenden Fehlers.

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund, kann ich's schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unserer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungsloses Aufwallen, ihre Alles zerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äussern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern muß, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äussert; aber dann ist es unvernichtbar, und Al-

les verzehrend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu sein; ohne ihr unglückliches Temperament mögte sie eine Heilige werden. Aber eben dies vernichtet alles Bessere. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräßlich, so schauderhaft, daß man nicht begreifen könnte, wie einer derselben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läßt sich kein Herz stehlen."

Diese vertraulichen Offenbarungen erschütterten mich um so mehr, da ich Bertollons feine Menschenkenntniß und seinen richtigen Blick schon erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang mit Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelten meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft. Ich faßte den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn in ihren Arm zurückzuführen.

12.

Gewohnheit des alltäglichen Umganges entfesselte uns allmälig von der lästigen Etikette,

und gab mir für Madame Bertollon den Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter," sagte sie einmal, als sie, an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder ging: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Karakter gibt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade! Sie wissen es: Warum haßt mich Bertollon?"

Er haßt Sie nicht, Madame. Er ist voll tiefer Hochachtung für Sie. Hassen? Er müßte ein Ungeheuer sein, wenn er das könnte. Nein, und er ist ein edler Mensch. Er kann Niemanden hassen.

„Sie haben wohl Recht. Er kann Niemanden hassen, weil er Niemanden lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und Niemandem; die ganze Welt und Jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvollern Kopf vergiftet, als bei ihm."

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame.

„O, daß es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich."

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame! Beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern.

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer ist er derselbe.“

Wenigstens ein guter, liebenswürdiger Mensch.

„Liebenswürdig? Er ist's. Er weiß es, und bemüht sich, es zu sein; aber leider, nicht um Andere, sondern um nur sich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewohl er auch nicht schlecht ist.“

Gewiß, Madame, ich verstehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, daß ich Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menschen gekannt, die so sehr verdienten, glücklich zu sein, und so sehr geeignet waren, es eins durch's andere zu werden, als Sie und Ihr Gemahl. Und doch stehen beide von einander getrennt da! Gewiß, ich will glauben, genug gelebt, und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich Sie beide mit einander auf's Innigste verbinden, und Ihre entfernten Herzen zusammenführen könnte.

„Sie sind sehr gütig. Aber ungeachtet die Hälfte Ihrer Arbeit schon gethan ist, denn mein Herz eilte längst dem seinigen nach, welches vor mir flieht, so, fürcht' ich doch, wünschen Sie eine Unmöglichkeit. Wenn's aber noch Einem gelingen sollte, so würden Sie der Eine sein. Sie, Alamontade, sind der erste, dem Bertollon

so ganz eigen sich hingibt, an den er sich so fest klammert. Versuchen Sie es, ändern Sie des Mannes Karakter."

Sie scherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, daß Bertollon noch ausüben soll? Er ist großmüthig, bescheiden, der Beschirmer der Unschuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorstechende Leidenschaft, gemeinnützig, freundschaftlich — — —

„Sie haben Recht, das Alles ist er."

Und wie soll ich ihn ändern?

„Machen Sie ihn zum bessern Menschen!"

Zum bessern Menschen? — erwiederte ich erstaunt und blieb stehen, und sah der schönen Frau mit einer sonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen: — Ist er denn böse? Ist er lasterhaft?

„Das ist Bertollon nicht!" antwortete sie: „Aber er ist nicht gut."

Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß er all' die schönen Eigenschaften besitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen?

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet. Aber es sind nicht seine Eigenschaften, es sind nur seine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vor-

theilhaft ist. Er ist nicht tugendhaft, sondern nur klug. Er sieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute und Böse. Er würde eben so gern die Hölle zur Erreichung seiner Absichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er setzt seine Seligkeit darin, das zu erhalten, wonach ihm gelüstet, und dafür ist er und thut er, was unter den gegebenen Umständen zweckmäßig sein mag. Die Welt ist ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichsten und Schlauesten Alles gehört. Das Gedränge der beisammenlebenden Menschen schuf, wie er glaubt, Staaten und Gesetze, Religionen und Uebungen. Der Weiseste ist ihm, wer das verworrene Gefecht der Konvenienzen bis auf den feinsten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag Alles. An sich ist nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehen Sie, Alamontade, dies ist mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur sich. Sein Sinn und Geschmack ändert, und darnach sein Wesen. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er seine Ziele. Er ist der Sohn einer angesehenen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlstandes herabgesunken war. Er wollte reich sein, ward Kaufmann, verschwand in entlegene Gegenden, und [illegible] einer Million zurück. Er wollte sei-
gewesen? — Ach, [illegible]

nen Wohlstand durch Verbindung mit einem der angesehensten Geschlechter dieser Stadt sichern. Ich ward sein Weib. Er wollte Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er popularisirte sich und schlug die ersten Ehrenstellen aus. — Nichts ist ihm bei seiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt kein Heiligthum. Er überwältigt Alles; Niemand ist ihm stark genug, weil Jeder schwach ist durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenschaft, oder eine Meinung."

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erschütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entsprechend. Nie hatt' ich noch alles das in mir zur deutlichen Vorstellung erhoben, wenn schon es in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gatten trennte, und verzagte, sie ausebnen zu können.

Aber, Madame, sagt' ich, und drückte gerührt die Hand der schönen Unglücklichen: Verzweifeln Sie nicht. Ihre ausdauernde Liebe, Ihre Tugend wird ihn endlich fesseln.

„Tugend? O lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder Einseitigkeit des Karakters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und es ihr vor-

hält, woran die Fantasie der Blöden mit kindischem Eifer spielt?"

Er hat aber doch ein Herz, der Mann!

„Er hat ein Herz, aber er hat es nur für sich, und nicht für Andere. Er will geliebt sein, ohne sich dafür zu veräussern. Ach! und kann man einen solchen lieben? Nein, Alamontade, die Liebe fordert mehr. Sie gibt sich ganz dem Geliebten hin; und lebt in ihm, und ist ihrer selbst nicht Herrin. Sie rechnet nicht, sie sorget nicht; sie wagt's darauf, ob endlich Treue sie beseligt oder Verrath sie erwürgt. Aber hoffnungslos will sie nicht sein. Sie begehrt des Andern Herz; und eben darin liegt ihr Himmelreich."

13.

„Und eben darin liegt ihr Himmelreich!" seufzt' ich, als ich in meinem Zimmer stand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab und hing ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld gewesen. Hatte sie nicht selbst ihn auf meine Brust geworfen, die das liebende Herz beherbergt? Schien sie nicht damals mit eigener Hand dies Herz krönen zu wollen? Wär' es nur kindische Tändelei gewesen? — Ach! hätte es ihr gleich gegolten, ob

es eine Dornenkrone, oder eine Blüthenschnur war, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln, und lehnte sich hin, sah hinab in die Straße, und nicht wieder zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir einst gereicht zu haben. Jetzt war es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatt' ich mir Clementinen als Gattin gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu sein. Aber Gattin? Ich, der arme Sohn eines in Schulden verstorbenen Bauers, ich, der noch selbst mit der Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft — ich forderte Montpelliers reichste Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte Clementinen, aber verzieh es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daß ich die Konvenienzen des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben könnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äusseres Glück durch eines Weibes Hand zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaften ob.

Ich wollte mir durch eigene Kraft den Weg zu Clementinens Höhe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangene Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und ließ, doch ohne Namensnennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drukken, deren einen bedeutenden Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall erhob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und ärntete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen als die Meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Namen zu wissen, konnte sie ihn ja am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen; und sie empfindet es, und ist voll stillen Dankes.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

14.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloß sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daß er auch ein Herz habe für Andere. Er ließ keinen Tag entfliehen ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese, bald jene seiner schönen Handlungen.

„O! Bertollon," rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „welch ein Mensch bist du! Warum muß ich dich doch eben so beklagen als bewundern!"

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das Eine und nicht das Andere, antwortete er mit liebkosendem Lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswürdige, daß du gut und tugendhaft bist, ohne es sein zu wollen. Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sei damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner

Bekehrung ab? Sobald du älter wirst, seh' ich dich in meinen Fußstapfen. Für jetzt sei wenigstens tolerant. Dasselbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen.

„Ich zweifle. Könntest du, Bertollon, dich freiwillig ins Elend stürzen, um die gerechte Sache zu erhalten?“

Was nennst du auch gerechte Sache? Deine Begriffe sind nicht klar.

„Wenn du Montpellier vom Untergange erretten könntest, durch eigene Aufopferung: wärst du fähig, lebenslängliche Armuth, oder selbst den Tod dafür zu leiden?“

Herr Colas, du schwärmst wieder. Nur Schwärmer können solche Opfer fordern und bringen. Und es ist gut in der Welt, daß es dergleichen gibt. Aber komm auch einmal zur Besonnenheit. Es thut mir leid um dich, daß du immer an den Grillen saugst. Du wirst auf diese Weise nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und suche die Thoren zusammen, die für deine Begriffe in den Tod gehen sollen; du findest unter hundert Millionen nicht E i n e n Mann. Alles ist nur unter gewissen Verhältnissen wahr, gut, nützlich, gerecht, schön. Die Begriffe der Menschen sind überall verschieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten! Sie starben für

ihre Vorstellungsart und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren.

„Ich könnte dich hassen, Bertollon, um dieser Worte willen.“

Dann wärest du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft.

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern könntest, daß du mich ins Verderben stießest: würdest du mich ins Verderben stoßen?“

Für eine solche Frage sollte ich dich hassen, Colas.

„Und doch konnt' ich sie thun. Du strebst ja nur, wie du sagst, immer nach dem, was dir nützlich ist. Du wägest ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs.“

Lieber Colas, ich seh' es schon, du wirst ein schlechter Advokat werden, und wenig Schätze sammeln, wenn du nur immer die nach deinen Begriffen gute Sache vertheidigen willst, und nie die ungerechte, wenn du Vortheil dabei spinnen könntest.

„Ich schwöre es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabscheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unschuld und zum Schutz des Verbrechens rühren mögte.“

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirst du es mehr, als einmal thun, weil du nicht immer der Menschen Schuld und Unschuld an ihrer Stirn gezeichnet findest. Geh! du wirst der Welt Narr,

wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannst.

So stritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir seine schrecklichen Meinungen nicht immer so scherzend gesagt hätte, als wenn er sie selbst nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harnisch lagen; und wenns ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber sprachen gegen seine Worte.

15.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den schönen Sinn, der sie beseelte. Sie glühte für die Tugend, welche sie mit religiösem Eifer übte.

Ich ward ihr Tischgenosse. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einsam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe schlagen. Bald konnt' ich ihren reizenden Gesang mit meinem Saitenspiel begleiten. Sie sang meine Lieder, und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden sein, wenn mein Herz nicht an Clementinen hing.

Wenn ich von ihr mit Enthusiasmus zu Bertollon sprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, daß er ein so liebenswürdiges Ge-

schöpf sich selbst überlassen könne, antwortete er: „Unser Geschmack ist verschieden. Laß doch einem jeden den seinigen. Willst du, lieber Despot, denn alle Köpfe und alle Herzen in der Form des deinigen gegossen wissen? Ich weiß es, meine Frau verliert an mir nichts. Sie ist also darum nicht unglücklich, daß ich mit ihr so umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Personen der Fall ist. Sie wußte dies voraus. Befindest du dich in ihrer Gesellschaft wohl, so freut's mich; und lieb ist's mir, wenn sie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du siehst, tugendhafter Colas, auch ich bin großer Aufopferungen fähig. Denn ich überlasse dich ihr, oft wenn ich am sehnlichsten dich zu mir wünsche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniß, vor den Tribunalen des Königreichs als Anwald zu erscheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieser Zeit machten meine Besuche bei Madame Bertollon seltener. Aber desto fröhlicher empfing sie mich dann jedesmal; desto lebhafter empfand ich, wie theuer sie mir war. Wir sagten es uns nicht, wie sehr wir einander bedürftig geworden; aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Wesens.

Zuweilen schien es mir, als wäre sie trauriger, denn sonst, und dann wieder liebreicher und

hingebender. Zuweilen schien sie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schwesterlichkeit über meine Besorgnisse beruhigen zu wollen. Diese Ungleichheit des Betragens war mir befremdend; aber ich bemühete mich vergebens, davon die Quellen zu erforschen. Indessen blieb es mir nicht verborgen, daß sie nicht mehr die immer Heitere und Gleichmüthige war, wie sonst. Ich fand sie oft mit rothgeweinten Augen. Sie sprach zuweilen mit einer sonderbaren Schwärmerei über das Glück der klösterlichen Abgeschiedenheit. Dabei entzog sie sich ihren gewöhnlichen Gesellschaften mehr und mehr. Eine verhehlte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Diese Beobachtungen machten auch mich traurig. Ich bemühete mich vergebens sie aufzuheitern. Die stille Wehmuth ihres Blickes, das erlöschende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Bestreben, mir unter erkünstelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankt, mischten in meine Freundschaft die milde Wärme und Zärtlichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einst, in einer Abendstunde, da sie zu meinem Harfenspiele sang, hemmte ein plötzlicher Thränenstrom ihre Stimme. Ich lehnte erschrocken die

Harfe zurück. Sie stand auf und wollte in ihr Kabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend sind Jugend, Schönheit und Unschuld im Augenblick des stillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

„Nein," rief sie, „lassen Sie mich!"

Aber so kann ich Sie unmöglich verlassen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht sehen? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht selbst so? Und gibt dieser schöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniß zu fragen, die Sie mir umsonst verdecken wollen?

„Lassen Sie mich. Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich!" rief sie, und wollte sich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie sind unglücklich . . . sagt' ich.

„Ach, unglücklich!" seufzte sie mit unverhaltenem Schmerz, und ihr schönes Gesicht sank an meine Brust, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkührlich schlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zusammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich. Ich stammelte ihr Worte des Trostes, und bat sie, sich zu beruhigen.

„Ach! unglücklich bin ich!" rief sie mit Heftigkeit und schluchzend. Ich wagte es nicht weiter, mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfin-

dungen abzuwehren. Ich ließ sie ausweinen, und führte sie zu den Sesseln zurück, da ich fühlte, daß sie schwächer ward und zitterte. Ihr Haupt blieb an meiner Brust.

„Ihnen ist nicht wohl?“ fragt' ich schüchtern.

„Es wird mir wohl!“ — antwortete sie. Nach einer Weile ward sie ruhiger. Sie sah auf, und sah meine Augen naß. „Warum weinen Sie, Alamontade?“ lispelte sie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt bleiben? — antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand und Aug' in Auge saßen wir da, von unsern Gefühlen verschlungen. Eine Thräne floß über ihre Wangen. Ich senkte mich leise gegen sie, und küßte sie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, besinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte meinen Kuß sanft erwiedert. Unsere Umarmung lösete sich nicht; unsere Thränen verdufteten über der Gluth der Wangen. In unsern Küssen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freundschaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir schieden. Zehnmal schieden wir, und eben so oft sank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd, wie ein Berauschter, kam ich in

mein Zimmer; Harfe, Kranz und Fenster erschreckten mich.

16.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie gewesen, als am folgenden Morgen. Ich war mir selbst unbegreiflich und schwankend zwischen Widersprüchen. Madame Bertollon schien mich zu lieben; heldenmüthig hatte sie bisher wider eine Leidenschaft gestritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender war's, der, ohne sie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenschaft treten und eine unselige Flamme anblasen konnte, von der sie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mußte.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten vor; vergebens enthüllte ich mir den schändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons großmüthige Freundschaft beging; vergebens gedacht' ich Clementinens und meiner stillen Gelübde: Alles, was mir sonst reizend und ehrwürdig gewesen, hatte Macht und Einfluß verloren. Der Rausch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft schwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die süße Gluth ihres Gegenkusses, und meine geschmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüssen und Folgerungen die ernste Wahrheit der Vernunft.

„Elender, du wirst's bereuen, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das Eis des späten Alters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen!“ So sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangenen Abends schwelgte, und dunkle Ahnungen höherer Freuden mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welche wir beide durch unsern Umgang geriethen, und ihr zu sagen, daß ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müßte.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr ernstes Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe, log ich ihr vor, wie lange schon mich geheime Leidenschaft für sie verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke. Ich bat, ich beschwor sie, mich nun nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Phantasie ein begeisterndes Gemälde unserer künftigen Seligkeiten auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und zerriß den Brief, und schrieb einen zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder.

Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Mauern von Montpellier wieder zu sehen, schwor ich leise in mir, das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich aus ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehen.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedene Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der allesverschlingenden Neigung. Ich beschloß zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daß auch sie sich wegen ihrer bewiesenen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daß auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht sein konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubniß unserer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch vergehen?" rief's wieder in mir: „Also doch nun einbüßen den lange bewahrten innern Ruhm der Unschuld?" Ich wankte, und trat zurück.

„Sei rein wie Gott und bleib' es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet!" sprach ich zu mir elbst.

Dies religiöse Gefühl erhob mich. Der Ge-

danke: Sei rein wie Gott! tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nur lauter, und ich verspottete meine eigene Religiosität.

Da öffnete sich die Thüre meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl?“ sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, daß ich mich auf's Bett hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blaß!“ sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene!“ rief's in mir: „Dem Ehemann entdecke Alles, Alles: so ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du bleibst rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes!“

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe!“ sagte ich schnell, und mit Furcht, ich möchte das Bekenntniß nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestoßen, so überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war

geschehen. Der Ehemann wußte Alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rausche unserer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenschaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entscheidende Handlung, von der wir erkennen, sie sei Rettungsmittel. Wir müssen gleichsam den widerspenstigen Körper gewaltsam treiben, sie zu vollziehen, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwischen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der Betäubung von den umnebelten Augen die dunkeln Zweige des Ufers schweben, und eine innere Stimme sagt: „Ergreife sie!“

Bertollon verfärbte sich, und sprach: „Was redest du, Colas?“

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehen, denn ich liebe sie!“ antwortete ich.

Du bist ein Narr, glaub' ich! — sagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es ist mein Ernst. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin ist ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch ist es Zeit. Du bist mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geständniß, als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin

zu schwach, um immer meiner Herr zu sein, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daß ich an ihrer Seite gleichgültig sein könnte.“

„Ein Heiliger, wie du Colas,“ sagte Bertollon lautlachend, „der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Herzens in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sei ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sei dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wälztet: würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiß, ihr denket beide zu edel, als daß ihr euch vergessen solltet!“

Er sagte dies alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone argloser Zuversicht, daß ich gerührt ihn an mein Herz schloß. Sein Edelmuth erneute meine Kraft zum Guten. Ich schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur, daß ich noch einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein,“ sagt' ich, „lieber Bertollon, ich wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe,

und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jedem entehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daß ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehen. Ich will" — —

„Wozu mir das sagen?" unterbrach mich Bertollon: „Genug, ich vertraue dir. Denkst du, daß ich's nicht längst bemerkt, daß meine Frau dich liebe? Daß ihre Liebe die Farbe ihres heftigen, ungestümen Karakters trage? Daß ihre Leidenschaft um so gewaltiger sei, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edeln Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen fürchterlichen Haß verwandeln, und dann wehe dir!"

„Was machst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit, unter der ich selbst erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihres Karakters? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Anflug entdeckt!"

„Freund Colas, du kennst die Weiber nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind."

Er brach hiemit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige

Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursache hatte, die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühler wurd' ich selbst, und je entschlossener, mich allmälig von seiner Gemahlin zu trennen.

17.

Erst am Abend des folgenden Tages sah ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt. Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. Wir blieben beide lange sprachlos. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ich's noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen?“ sagte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehen zu büßen.“

Sie schwieg.

„Ich habe Ihr Vertrauen gemißbraucht,“ fuhr ich fort: „ich sollte nur Achtung hegen gegen die Gattin meines einzigen Freundes! — ich habe gefehlt.“

Und ich! — stammelte sie leise.

„Ach, Madame, ich fühl's, ich bin zu wenig in meiner eigenen Gewalt; und wer könnt' es sein bei Ihnen? Aber — — und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein

Entschluß ist genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innere meines Herzens entdeckt." — —

Entdeckt? — rief sie erschrocken: Und er? —

„Er verfärbte sich anfangs." — —

Er verfärbte sich? — stammelte sie.

„Aber mit Vertrauen auf Sie, Madame, und mit einem Vertrauen, größer, als meine Tugend, wollt' er mir den Vorsatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen."

War das Ihr Vorsatz, Alamontade?

„Er ist's noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber sind die Gattin Bertollons. Ich will die Ruhe einer Familie nicht unterbrechen, der ich so tausend Wohlthaten schuldig bin."

Sie sind ein edler Mensch! — sagte sie, und Thränen rollten über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entschlossen war. Meine Sachen sind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verhehlen, Alamontade, daß ich wünsche, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unsere Freundschaft entartete in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu spät gegen meine verwilderten Empfindungen.

Sie schluchzte heftiger. „Ja!" rief sie: „So ist es besser! Wir müssen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unsere Her-

zen ruhiger schlagen, bis wir uns mit kühler Freundschaft begegnen können!"

Sie schwieg. Ich war tief bewegt.

„Aber, ach, guter Freund!" sagte sie jammernd und warf sich an meine Brust: „Ich überlebe diese Trennung nicht lange!"

Und indem ihr Herz an dem meinigen schlug, und unsere Leidenschaft höher loderte, und unser Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungespürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und schworen, sie doch zu tödten in unserer Brust. Wir beschlossen, daß wir uns trennen, daß wir uns selten nur sehen, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns sehen wollten, und versiegelten mit heißen, entseelenden Küssen den unzerstörbaren Bund unserer Seelen.

Welch ein elendes Geschöpf ist der Mensch! Er ist am schwächsten immer, wenn er am stärksten zu sein glaubt. Wer die Versuchung flieht, der ist der Held; wer sich muthig in sie begibt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn schon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir schieden von einander, hatten wir verabredet, ich solle nicht weiter, als eine Stunde von Montpellier reisen. Auf dem Landgute bei

Castelnau sollt' ich wohnen, und nur zuweilen zum Besuch in die Stadt kommen.

18.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorsatz aus, so sehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich meinen Bitten weichen. Ich reisete ab, ohne auch nur den Abschieds-Besuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rausche. Ich fühlt' es, daß ich Madame Bertollon nie geliebt hatte, und verabscheute mich selbst, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Rausch gewesen, entstanden erst unter der unglücklichen Liebe, welche die schöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht ward, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln stieg mein Gemüth allmälig zu ehemaliger Reinheit und Heiterkeit hervor, und Clementinens Bild stand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte bei meiner Flucht aus Montpellier Kranz und Harfe zurückgelassen. Nicht daß ich Clementinens damals ganz vergessen gehabt hätte, sondern Scham und heilige Scheu stießen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hatte be-

rühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu sein, und hielt die Qual der Sehnsucht und der Entfernung nur für die gelindeste Buße meines Verbrechens.

Es verstrichen vier Wochen. Bertollon allein besuchte mich. Er kam oft: „Denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch fesseln mich meine Geschäfte an die unselige Stadt!“ sagte er.

Er machte verschiedene Versuche, mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umsonst. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einsamkeit, und fühlte mich glücklicher.

19.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr Larette ist draussen, er will Sie schlechterdings sogleich sprechen!“ sagte er, und Larette, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verstört.

„Stehen Sie auf,“ rief er, „und kommen Sie sogleich nach Montpellier.“

Was gibt's? fragte ich erschrocken.

„Stehen Sie auf, kleiden Sie sich an. Sie haben keinen Augenblick zu säumen. Bertollon ist vergiftet und liegt auf den Tod.“

Vergiftet? stammelte ich und sank ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünscht Sie noch zu sehen. Ich bin hieher gesprengt auf seinen Befehl!“

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt’ ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen stand bereit. Wir setzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

Vergiftet? fragte ich wieder unterwegs.

„Freilich!“ erwiederte Larette: „Doch es ist eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. — Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, ist im Gefängniß. Auch Madame Bertollon ist in ihren Zimmern verhaftet.“

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat sie verhaften lassen?

„Der Magistrat.“

Der Magistrat? Bildete sich auch die Polizei von Montpellier solche Naserei ein? Glaubte der Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben? —

„Er glaubt’s, und Jedermann“ — —

Herr, Sie zucken die Achsel? Und Jedermann? — — Nun fahren Sie doch fort, was wollten Sie noch sagen? —

„Daß es Jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, mein’ ich, heißt er“ — —

Wie? Valentin? Richtig, der alte, treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne — — —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift auf Befehl der Madame Bertollon vor ohngefähr acht Tage geholt zu haben.“

Der höllische Lügner, der —

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über diese Aussage des Knechts, hat sie es ohne weitere Umstände eingestanden. Da haben Sie Alles.

Eingestanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verstehe Sie nicht. Was hat sie eingestanden? —

„Daß Valentin ihr das Gift habe holen müssen.“

Entsetzlich! Und auch daß sie es sei, die ihren eigenen Mann umgebracht, vergiftet hat? —

„Wer gesteht auch so was gern? Uebrigens ist es leider der Fall. Bertollon fühlte gestern früh wieder seine gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wissen, er ist dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat seine Gemahlin ersucht, da sie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapotheke besitzt, ihm die gewöhnlichen Magentropfen zu geben, eine sehr kostbare Essenz, die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläschchen brachte.“

Ich kenn' es sehr wohl und auch die Essenz. —

„Sie selbst goß die Arznei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte sie dem Mann. Nach

einer Weile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Giftes. Der Arzt that sein Mögliches, ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur Untersuchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sei eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt; auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchbar worden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizeiamt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf seine Gebieterin und ihren Befehl. Madame Bertollon ward obrigkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man forderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand das vom berufenen Spezereihändler wiedererkannte Gift; nur fehlte davon im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen geprüft, und das Gift darin entdeckt worden. So stehen die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Larette nicht, den kein Fremder

wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke; unsere Trennung erhöhte ihre Leidenschaft, statt sie zu brechen. So verfiel sie auf den verruchten Plan, sich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich ihrer Heftigkeit und der zerstörenden Gluth im Karakter, von welcher mir Bertollon einmal gesprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbesonnener Weise erzählt hatte, daß ich ihrem Gemahl unser Verhältniß offenherzig bekannt; und wie sie da erschrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforscht hatte.

Die Wahrscheinlichkeit stieg in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewißheit. — Ich konnte es mir erklären, wie der schwarze Gedanke in ihr reifen mochte; ich sah sie den verfluchten Trank einrühren und, von ihrer Leidenschaft geblendet, dem unglückseligen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuern Wohlthäters. „Lebt er noch?“ rief ich schon unten an den Treppen. Man gebot mir flüsternd, leise zu thun. Man wehrte mir den Eingang in sein Gemach. Er war in einen sanften Schlummer gesunken, der ihm wohlthun und ein beruhigender Zeuge seiner Errettung sein sollte.

„Und wo ist Madame Bertollon?“ fragt' ich.

Man antwortete mir, sie habe diesen Morgen

in aller Frühe das Haus verlassen, und sei zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie, häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sei nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefängnisses zu entziehen. Man erzählte mir noch im Vertrauen, daß Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eigenen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seien gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würde ich ein Verbrechen eingestehen, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann.“

20.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, insofern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Magie, ja, sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Ma-

dame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und Alles, was mir Larette nur flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannichfaltiger Umstände verbreiteten ein immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier ward durch diese ausserordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmälige Genesung, durch die Kunst der Aerzte, erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich wich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollon!“ rief ich: „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärest! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Siehe, du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich ins Grab zu gehen. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reizen ausgestattet, ein Weib, dessen Aug' und Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich sein?“

„Liebst du sie noch, Alamontade?“ fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt; nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnenkitzel war's, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen das meinige. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte? — Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen, die ich ihr verschwendete. Ach, ich kannte sie nicht!"

Unterdessen war der Prozeß gegen die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Der berühmteste Advokat von Montpellier, Herr Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte Alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern erfüllt, die seinetwillen oft von entlegenen Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts," sagte Bertollon, „als daß man mich von der Giftmischerin auf ewig

trenne. Ich dringe auf keine andere Bestrafung ihres mißlungenen Versuchs. Ihr eigenes Gewissen und die öffentliche Verachtung sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiß es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein Nebenbuhler. Ich sehe voraus, daß er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaßen verwirren und verblenden wird, daß meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht."

„Das wird er nicht!" rief ich und glühte auf: „Ich bitte dich, Bertollon, wenn ich gleich nur ein Anfänger bin, uud nie vor Gerichten sprach, übergib mir deine Angelegenheit. Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh, gegen eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst hochachtete, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige."

Bertollon lächelte; aber er äusserte mir zugleich seine Besorgniß, daß ich der meines Gegners nicht gewachsen sei. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon," sprach ich: „Die Freundschaft wird mich begeistern und er-

heben, wenn ich einmal unter Menards überlegenen Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzuvoreilig selbst eingestanden."

21.

Seit undenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser, welcher durch das Grausenvolle seines Inhalts, und durch das Ansehen der darin spielenden Parteien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, welche ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß, in welchem Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemandem ahnete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchsten Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre wüthende, unerlaubte Neigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dies war noch Geheimniß; es sollte Geheimniß bleiben. Nur wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch diese letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwald Bertollons sei, gab man schon im Voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugenverhören wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner schien meiner nur zu spotten. Er verachtete es schier, gegen einen jungen Menschen aufzutreten, der noch vor Kurzem sein Lehrling gewesen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er sprach, und sprach mit solcher Macht, daß er mich selbst aufs innigste erschütterte, und fast für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozeß dauerte durch Menards Kunst schon ein halbes Jahr, wo ich in einigen Wochen zu siegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volks aus dem Hause des Präsidial-Gerichts begleitet; und ich schien meine Kräfte nur darum an Erschwerung seines Sieges zu vergeuden, um seine Lorbeern zu vermehren.

Die Schönheit der Angeklagten hatte alle junge Männer der Stadt zu ihrer Partei gewonnen, und ihre ehemalige Wohlthätigkeit fesselte für sie des Volkes ärmere Klasse. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger bestochener Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchen sich Madame Bertollon einst gezeigt hatte.

Je mehr inzwischen meine Sache sank, je mehr stieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte mich. Menard selbst fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus seinen ersten Eroberungen zurückdrängte. Seine Par-

tei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen ward. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien, und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung einer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir auch dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daß ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte oft den Kopf. Sie machte mir eine drohende Gebehrde. Ich glaubte sie zu verstehen, und zuckte die Achseln, und ließ mich nicht abschrecken, eine Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. Clementine schien über mein Glück die Verwandtschaft mit Madame Bertollon zu vergessen. Ach! ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seliger,

als ich. Jahre lang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sich im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheute, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwalds vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grad der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon vor Gericht ihre Sache selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hilfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Bläße des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos."

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade!" sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf dringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und

hier?“ Sie schwieg eine Weile, dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!“

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todtenstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!“ über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heiterer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Konvenienzen-Spiel sei.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem

das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir waren fröhlich; um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern, und schworen uns ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas," sagte er, „kennst du Clementine de Sonnes?"

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen, und rief einmal ums andere: Aber Närrchen du, mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sei doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt? Sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun, du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde."

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott!"

Desto besser. Denn ich bedarf noch deines göttlichen Beistandes zu einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen

wohnt in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder der Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ich's; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch Seine Unterhaltungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie Er sie bei meiner ersten hatte.

„Wie, Bertollon?" rief ich erstaunt: „Du liebst? Du willst dich wieder vermählen?"

Was anders? Siehst du, ich meinte Anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätt' ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir gerade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können.

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nur nicht."

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte — lach nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit

einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jaques, kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich.

„Welchen Spaß denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!“

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldener Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst in die Essenz gethan?

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Bertollon.“

Nun und eben deswegen war's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thuts keinen Schaden mehr.

„Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen?“

Ei, ich sah schon, daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf die Schachtel drüben geschrieben. Aber was denkst du auch, daß sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel!“

Aber fein war's? Nicht so, Colas? Denn nun

stellt' ich mich den andern Morgen schwindelkrank, ließ es meiner Frau sagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weise die Essenz brachte. Der Arzt ward auch bestellt, so konnte gleich dem Gift entgegengearbeitet werden. Ich hatte aber nur eine winzige Portion hinein gethan.

„Aber, Bertollon, was redest du auch? So wäre ja deine Frau ganz unschuldig?“

Das ist gerade das Lustigste in der Sache, und du hast dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, sie sei rein behext. Denn sie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den besten Dietrich habe.

„Aber ...“ sagt' ich, und das Entsetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, bist mein einziger Vertrauter, siehst du, und es hätte noch übel gehen können. In der Eile stieß ich im Arzneischrank ein Fläschchen rothen Liquors um, und vergaß es, aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du sollst es auch sein. Ich schwöre dir, an dem Tage, da ich Julien von Agde heirathe, feierst du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was ist dir? du wirst, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Wasser! Der Champagner bekömmt dir doch nie!

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern das Glas reichte. Ich drängte schaudernd ihn zurück. Ich war betäubt von dem, was ich gehört hatte.

„Geh schlafen!“ sagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

23.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müssen! Ich war noch nicht vermögend, an ein so scheußliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod sein kann.

Es wurde mir wohler, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn, hätte er so gräßlich handeln können, wie mogte er es wagen, sein Lebenlang ein Glas Wein über die Lippen zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß

aufzulösen drohte? Wie konnte er sich einem Bösewicht, wie einem rechtschaffenen Manne schaamlos in ganzer Abscheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünscht' ich mich zu täuschen. Seine Aeusserungen über mich und die unglückselige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte . . . Ach! es war nur Alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit seiner frühern Plane vor mir. Ich erinnerte mich seiner verschiedenen gefallenen Reden, und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hinleitete, und nie mißtrauisch auf unser beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit und Verschlossenheit ihres Karakters gesprochen, so bereitete er wahrscheinlich schon damals einen Entwurf vor, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrscheinlich that es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich stand noch immer entschlußlos. Gerettet mußte die Unschuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines ersten, meines einzigen Freundes; — nur ein Uebermaas seiner Liebe zu mir hatte ihm das entsetzliche Geständniß entlockt — sollt' ich hingehen, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; sollte die Hand, welche von ihm unzählige Almosen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund stürzen?

Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollt' ich verlieren!

„Unselige Verkettung der Begebenheiten!" seufzt' ich: „Warum mußte ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu morden?"

Aber die Vernunft gebot: „Sei gerecht, ehe du gütig sein kannst!" Welches auch immer die Folgen unserer Handlungen sein mögen, welche wir pflichtmäßig üben — und müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und gehe einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trage in dir das stille Bewußtsein: Du thatest, wie du als ein gerechter Geist solltest. Es ist ein Gott, sei rein wie er!

Ich schrieb an den Polizeibeamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchstdringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draussen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon!" seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir," sprach ich endlich, „ist deine Frau

gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?"

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig!"

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du Alles gethan? oder wolltest du mich nur . . ."

Bertollon richtete sich auf, und sagte: „Colas, ich hoffe, du bist gescheut!"

„Aber rede doch! Bertollon, heute wird das Präsidialgericht über deine Gattin den Spruch fällen. Laß die Unschuld nicht verderben."

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?"

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker Bewegung. Er war sehr bleich geworden, und bläulich wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrack, da er sie bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles Andere."

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?“

„Flieh', sag' ich, noch ist es Zeit!“

„Warum?“ entgegnete er: „hast du im Sinn.. oder vielleicht schon ...“

„Um alles was dir lieb und heilig ist, flieh', sag' ich.“

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief ungekleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, daß seine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschuß und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür sprang auf, der Polizeibeamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Pistole, in der andern eine zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund!“ schrie er mir zu, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte

und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter, war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer großen Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erholt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Versammlungsort des Präsidialgerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig geworden. Eine ungeheure Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich in's Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst ein.

Ich bat, angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen hätte. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille floß durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter," sprach ich, „einst stand ich hier,

ein Ankläger der Unschuld. Ich komme, sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände, getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückselige, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!"

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungsszene, aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend, gesehen zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfangs über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davongetragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte Niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als ich aber schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren mit Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie Umringenden hingesunken. Der Vice-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heut' in den Gerichtssaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marschalls Montreval, stieg von seinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte seinem Beispiel, unter dem Zujauchzen des enthusiastischen Volkes.

Ich ließ mich zu Madame Bertollon führen. Meine Knie brachen. Ich sank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine nassen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihen?" stammelte ich.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe, mit einem himmlischen Lächeln sah sie auf mich nieder.

„Alamontade!" seufzte sie leise, und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mußte aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünscht' ich zu Madame Bertollon zurück zu kommen. Das Getümmel war zu groß. Man führte mich durch die gedrängte Menschenmasse, welche mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Palastes hinab.

Im Begriff, in die Sänfte zu steigen, ward

ich von einem jungen, wohlgekleideten Manne angehalten.

„Sie können“, sagte er, „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichsten Ereignisse erinnern muß. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein Herr, Sie wenigstens einstweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen.“

Diese Einladung, mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daß ichs nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänftenträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch die Straßen der Stadt begleitet, langte ich endlich, aber sehr langsam, vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur, daß es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause, und in der Straße war, worin Clementine wohnte, welches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung sein konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem

großen, prachtvollen Gebäu; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

25.

Alles was das Menschenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraum dieses Tages für mich zusammendrängt.

Eine Flügelthür ward geöffnet. Einige Damen traten hervor, mir entgegen. Die älteste derselben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen sehr verbunden, daß er mir die Ehre verschafft, den edelmüthigen Retter der Unschuld in meiner Wohnung zu sehen."

Wer schildert meine Bestürzung! Es war Madame de Sonnes; und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung stammeln auf die mir gesagten Artigkeiten; allein ich war allzuentkräftet. Der Blutverlust am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechsel der allerfremdartigsten und heftigsten Empfindungen, deren Beute ich bisher gewesen, hatten mich gänzlich erschöpft. Clementinens Erscheinung entseelte mich. Ich sah nur sie, und sprachlos sie, bis Gestalten und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrenes Dunkel zusammenflossen.

Mehrere Wochen lang mußt' ich Bett' und Zimmer hüten. Mit den Schmerzen meiner Wunde

hatte sich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verließ mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bertollonschen Hause herbeischaffen lassen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wußte ja nicht, welchen Werth er mir trug!

Unterdessen war Madame Bertollon freigesprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, daß die schöne Unglückliche sogleich von Montpellier abgereiset und in ein entferntes Kloster gegangen sei. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einschluß an Madame de Sonnes.

„Wahrscheinlich wird Madame Bertollon ihrem Erretter danken!“ sagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich seitdem durch all' mein Wohl und Weh begleitet. Hier ist er.

Abtei St. G** zu V*.

Den 11. Mai 1702.

„Leben Sie wohl, Alamontade! Diese Zeilen, die ersten, die ich einem Manne schreibe, werden auch die letzten sein. Ich habe das stürmische Leben der großen Welt verlassen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgibt mich; ich habe mich ohne Mühe von allem, was mir einst lieb

und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt genommen, als die Wunden, die sie mir schlug.

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniß dort draussen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod, desto reizender zu machen.

„In der Blüthe meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwenschleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andere, die mich zerstört.

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verhehlen mochte, daß ich Sie liebte. Sie wußten es, Sie wissen es — ach! und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zücken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen. Sie haben mich nie geliebt! Nicht daß mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daß Alamontade mich schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben sein würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!

„Doch nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und noch immer geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der

Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar sein. Ich fühl' es wohl, die Gattin eines Andern durfte dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth.

„Ich fühlte es immer, und immer ging ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen, als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick stillen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehen der Gefahr, meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatte es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du das Geheimniß, welches die Scham mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach! Unglücksbringer, und du mußtest es sein, der vor den Richtern mich darum befragte!

„Du hast mich nie geliebt. Meine Entfernung wird dich nie betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muß für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich, aber ihre Klage läßt mich ohne Trost, und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt ihn zu mildern.

„Hier in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da meinen Trost!

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dazustehen! Und einsam bin ich, denn mich liebt Keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in den fröhlichen Kreisen vergessen, meine Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im Gebirg, unbekannt und ungesehen; sie gab und empfing keine Freude, ihr Verschwinden läßt keine Spur zurück.

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen, unsern Scheidebrief. Ein brechendes Herz hauchte die Worte; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an, und will dich selbst nie sehen. Ich will zu Gott flehen für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihen, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod ins bessere Leben leiten.

Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaß ich sie. Oft weint' ich unter ihrem Andenken.

26.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit, oft besucht. Nicht wie einem Fremdling, sondern wie einem Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für Andere zu leben. Immer nur beflissen, Andern Freude zu machen, Andern Dienste zu erweisen, wußte sie denen das Ansehen ihrer eigenen Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Liebe führte das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig ganz war Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heitersinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatt' ich sie nie gesehen, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeisternd, ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freundinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß man nur immer sie bewunderte. Und von allen war sie die Demüthigste; sie wußte von ihren eigenen Vorzügen nichts, und gerieth in Entzücken,

wenn sie dieselben in Andern erblickte. Man hätte wetten mögen: sie habe sich selbst noch in keinem Spiegel gesehen.

Seitdem ich im Hause war, spielte sie die Harfe nicht mehr; auch war sie schüchterner, als ehemals in der Ferne; auch kam sie seltener zu mir, denn alle Andern im Hause; auch sprach sie weniger mit mir, denn mit jedem Andern, und doch sorgte sie am eifrigsten für mich; doch lauschte sie am ämsigsten nach meinen kleinsten Wünschen; und in ihren Augen lächelte mir Freundschaft.

Indem meine Liebe so zur unbesiegbaren Leidenschaft heranwuchs, wurden auch die tausend Hindernisse immer heller, welche mir alle Hoffnung tödteten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der großen Welt! Ich hatte zwar im Bertollon'schen Prozeß ein so allgemeines Ansehen gewonnen, daß die Zahl meiner Clienten täglich größer ward; allein wie lange hatte ich zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen dürfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf, in ihrem Zimmer, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach! sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein

Reden, mein Kommen und mein Gehen waren so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich ertschloß mich schnell zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht, und bat nicht, aber sie ward ernster, und, wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam!“ sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan, daß Sie uns so hart strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie.“

Alle Ursachen, welche ich erfinden mogte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste durft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan,“ sagte sie endlich: „wir müssen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte. Warum

ist's nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben Noth ist, um sie zu jeder Stunde wieder ausreissen zu können, ohne Schmerz? — Clementine wird eben darum einst sehr unglücklich sein. Ich zittere, daß sie mir erkranket."

Die Worte schlugen mich hart. Ich ward blaß und zitternd. „Clementine!" stammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer!" sagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn dessen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und sagte zur Tochter: „Er will nicht. Bered' ihn du!" Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen.

O welch ein Bild der schönen Wehmuth! Nie wird es in meinem Gedächtniß auslöschen. Die Schrecken eines endlosen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten ihm den Zauber und das Leben nicht rauben. Da saß sie, in ihrem einfachen Hausgewande, reizend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüthe blauen Flieders hing über ihr Hauptthaar zwischen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als sollte sie das Sinnzeichen dessen sein, wessen sie am meisten bedürfte, des Schlummers — der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, sah sie auf, und

ihre freundlichen Augen lächelten mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!“

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

„Fordern Sie auch, daß ich bleiben soll? Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher.“

„Noch unglücklicher?“ entgegnete sie, und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?“

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich verbreiten. Aber, Clementine, Sie gewöhnten mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal, früher oder später — dies Alles, Ihren Umgang — verlieren sollte, Clementine, und es könnte doch die Zeit kommen — wie ständ' es dann um mich?“ sagte ich, indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

„Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht!“ antwortete sie.

„Wollte Gott, daß ich mich nie trennen dürfte von Ihnen, als im Tode!“ rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich, und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heiß auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft?“ sagte sie.

„Hab' ich ein Recht auf Ihre Freundschaft,

Clementine? Und dies schöne Herz, ach! wird es nicht einst für einen Andern lauter schlagen müssen, als für mich? Und dann, Clementine, dann?"

„Nie, Alamontade!" antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz voll sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm. Ihr Busen flog unter dem Sturme schöner Empfindungen. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das süße Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsere Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse wechselten wir Leben um Leben.

O welche Seligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das Loos versüßt, mit dem Irdischen vermählt zu sein!

Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementinens Namen lallen, und sie mir den meinigen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und Alles nicht mehr die vorige Welt. Feierlicher und schö-

ner prangte Alles; das todte Zimmer glich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus Allem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in dem gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe!“ rief ich.

„Und ewig!“ setzte sie hinzu.

27.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mich an. Sie ging mir lächelnd entgegen, und sagte: „Was haben Sie aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt! — Und wie, Alamontade, warum erröthen Sie? Ich weiß Ihnen Dank — aber, wie soll ich danken?“

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm und küßte mich.

„Sie sind ein guter Mensch!“ fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum Sie uns verlassen wollten.“

Ich war so bestürzt, daß ich keine Silbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere sein, Alamontade, und sind es immer:

aber diesmal nicht! Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, daß Sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniß machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?"

„Madame," — — stammelte ich immer verwirrter.

„Ich denke, Sie mögten noch gern läugnen, wenn Sie könnten!" sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beiden, da ihr in der Fülle euers Glücks die ganze Welt und mich nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daß ich bei eurer Verlobung sehr überflüssig sein könne. Meine Tochter lebt für Sie — machen Sie sie glücklich, und ich bin's dann auch."

Welch eine Frau! Ich sank zu ihren Füßen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!" sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht."

„Madame," rief ich, „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung" — —

„Ich gebe nichts!" entgegnete sie: „Nein, mein Lieber, Sie sind es, der uns den Frieden gibt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihretwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen ist meine Pflicht. Ich

lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl.“

„Es ist zuviel!“ rief ich: „Mein Entschluß war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug — ich bin arm, Madame“ —

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?“ antwortete die edle Frau: „Sie haben Ihr anständiges Auskommen, und Clementine, ohnehin schon begütert, ist meine Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken; und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst Alles verlieren, so schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: so kanns euch nicht fehlen.“

Vergebens macht' ich verschiedene Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen.

„Nein, mein Herr,“ sagte sie, „daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum liebten, war mir wohl bekannt. Und wahrlich das Mädchen hat innern Werths genug, um seiner Selbst willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt also unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn Sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüchtern

sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heirathet, an die ein ungeliebter Mann geknüpft ist; sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie."

„Und?" — — sagte Clementine, indem sie in ihrer reizenden Unschuld hereinhüpfte, meine Hand nahm, und ihrer edeln Mutter freundlich in's Auge sah.

„Du hast wohl gewählt!" sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich."

28.

Clementine ward meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf ihren Händen. Ich galt im Pallast de Sonnes als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und es würde ermüdend sein, wenn ich die Mannigfaltigkeit meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbenen Vater, nebst einer beträchtlichen Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbener Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den

Brief des Londoner Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden, und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genuß von viertausend Livres.

Ob ich gleich wußte, daß einer meiner Oheime in seiner Jugend nach Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten, konnt' ich doch kaum glauben, daß er ein so großes Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner Berichten über verschiedene wissenswerthe Dinge herrschte, flößte mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens in so fern er Erbschaft sein sollte, wiewohl er als Geschenk mir zu groß schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Oheim verstorben sein sollte. Nie aber habe ich ein Mehreres entdeckt, als ich schon wußte. Doch konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, daß in dieser Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Oheim, gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeiten zu werden.

„Geniessen Sie Ihr unbestrittenes Eigenthum, und lassen Sie ein Dutzend Messen für den Oheim lesen," sagte er, „und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig geniessen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erste Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen, Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schlosse wohnen. Ich muß Sie täglich sehen. Meiner Geschäfte sind viel, und Ihr Rath ist mir viel zu werth."

Ich dankte dem Marschall für die ehrenvollen Gnadenbezeugungen. Ich bat nur um einige Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntnisse nicht gewachsen waren. Der Marschall überhäufte mich mit Höflichkeiten; und entließ mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entschliessen würde, seine Wünsche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter alter Oheim, war ausser sich vor Freuden, als er den Antrag des Marschalls von mir vernahm.

„Da du in deinem Linnenkittel und in deinen Holzschuhen als Knabe zu mir kamst," sprach er, „o Colas, und da du so in deiner Armuth vor mir standest, und mein Herz rührtest: da war es, als hört' ich die innere Stimme des Geistes, die mir gebot, dich aufzunehmen an Kindesstatt, denn du würdest einst der Schutzengel der bedrängten

Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Großes an dir gethan. Da stehst du nun wieder auf derselben Stätte des armen Müllerhauses, und bist ein hochgeachteter, gelehrter und reicher Mann. Weigere dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marschalls anzunehmen. Es ist nicht sein Wille, nein, es ist Gottes Wille. Es ist nicht sein Ruf, es ist der Ruf des Himmels, der zum Trost der Evangelischgesinnten an dich ergeht."

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreise nur eine Tochter fehlte, die verheirathet war, und alle seine Freunde, die sämmtlich geheime Protestanten waren, liessen nicht ab, mir die dringendsten Vorstellungen zu machen. Ich mußte halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforschen.

Beide aber, sobald ich ihnen den Antrag des Marschalls bekannt gemacht hatte, stimmten sogleich dafür, daß ich nicht eine Gelegenheit entfliehen lassen müsse, mir einen größern Wirkungskreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes!" sagte Clementine: „Sie kennen doch auch noch das Amphitheater und das Haus Albertas? Aber beim Marschall wohnen? Nein, das schlagen Sie ihm in Gnaden aus."

Und so geschah es. Wir reiseten mit einander

gen Nismes. Ich trat meine Stelle an, und in Clementinens Armen durft' ich ausruhen von Geschäften.

29.

Reichthum, Ansehen, und Einfluß auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das schönste Loos, welches der Mensch sich erträumen mag. Freundschaft und Liebe beseligten mich. Fast war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes zu viel, des Schattens zu wenig, und Alles wurde zu einem hellen, rosenfarbnen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Großvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanständigen willen wurde unsere Vermählung um ein halbes Jahr verschoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns scheiden.

Der Marschall von Montreval behandelte mich in den ersten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mir's abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder seine gütigen Gesinnungen mit einiger Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Wesen hatte etwas Fürchterliches; aus seinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geist und Einsicht, aber dennoch von Vorurtheilen umnebelt, die er wahrscheinlich seiner klösterlichen Erziehung

in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch allerlei ehemalige Ausschweifungen entnervt, war er kränklich, furchtsam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhnisch. Er machte sich kein Gewissen daraus, arge Willkührlichkeiten zu begehen, strenge zu werden bis zur Grausamkeit, manches Mannes Wohl seiner Laune aufzuopfern, und sich feile Dirnen zu halten. Aber dabei war er sehr religiös. Die Mönche waren seine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß er's vermuthete. Er versäumte keine Messe, und galt für den andächtigsten Mann. Er lächelte selten, war meistens ernst und kalt, und in seiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marschall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Mensch wie Bertollon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne sittliche Grundsätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoistisch lachend eine ganze verzweifelnde Welt versinken sehen könnte für seinen Gewinn, ist nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gottesläugner und der Bigotte, ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiches Gift.

Beide, ohne Gefühl ihrer wahren Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihr Spinnengewebe zwischen den Konvenienzen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andere beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von Sünden, die er draussen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen fürchteten von mir einen ihren Ansichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig mir es um Einfluß beim Marschall zu thun war, und verloren sich allmälig wieder von mir. Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Karakter, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sei.

Die Protestanten von Nismes sahen mich als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müssen, wäre er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu sein, stieg ihre Schwärmerei,

im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz, nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein," rief Herr Etienne, mein Oheim, „nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehen, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müssen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Lutherus, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und Alamontade, so sei denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!"

30.

„Sie sind doch kein Ketzer?" fragte mich einst der Marschall von Montreval mit stechendem Blick, als ich den Protestanten abermals das Wort reden mußte. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte in den gegebenen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einfluß den Anhängern Calvins werden mußte, die sich mit

allzugroßem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschluß, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit machte mich zwar glücklicher, aber die Protestanten immer verwegener.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor Kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahin zu gehen.

„Und morgen verlang' ich meine Entlassung," sagt' ich lächelnd des Morgens zu Clementinen, „mag auch die Mutter sagen was sie will, morgen geschieht's! Und dann Clementine?" — —

Und dann? — — — fragte sie.

„Nicht länger unsere Verbindung verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freuen, da du seit heute die schwarze Trauerkleidung abgelegt hast. Also in acht Tagen bist du meine Frau."

Sie erröthete und lispelte: „In acht Tagen?" und legte ihr Haupt an meine Brust.

„Und dann" — fuhr ich fort, „dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling

kömmt mit seinem Schmuck; wir müssen ihn in freier Natur leben."

So war's beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim, Herr Etienne, war gekommen, er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas", sagte er, „heute ist Palmsonntag. Du mußt mit mir kommen."

„Unmöglich kann ich das," war meine Antwort, „denn ich bin zum Essen eingeladen beim Marschall."

„Und ich," sagte er mit feierlicher Stimme, „und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. — Kein Großer dieser Erde wird dort mit uns zu Tische sitzen; aber wir sind daselbst versammelt in Jesus Namen, und er wird mitten unter uns sein. Wir alle, einige Hundert, mit Weib und Kindern, feiern diesen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erschrack.

„Welch' eine Verwegenheit!" rief ich: „Wisset ihr nicht, daß der Marschall in Nismes ist?"

„Wir wissen es, und der allmächtige Gott ist auch da!"

„Wollt ihr euch denn mit Vorsatz in Elend und Kerker stürzen? Das Gesetz verbietet auf's

strengste alle Versammlungen dieser Art. Es drohet mit dem Tode."

„Welches Gesetz? das Gesetz des sterblichen Königs? Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen."

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit biblischen Gemeinsprüchen zu heben; je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche solcher Zusammenkünfte einsah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon schilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jesus verrathen war," rief er, und als der Verräther neben ihm stand, und als er es wußte, daß man sich rüste, ihn zu fangen, o Colas, von den Schrecken des gewissen Todes umringt, setzte er das heilige Sakrament des Nachtmahls ein. — Und wir, wir wollten Jesu Schüler sein, und beben? Nein, nimmermehr; und wenn die ganze Hölle in Waffen stände, sie sollte uns kein Grauen machen!"

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Abtrünnigen, einen Heuchler, einen Papisten, und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim gesehen, und seinen Verdruß in allen Geberden. Sie forschte nach den Ursachen; ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unschuldigen Liebkosungen verlor sich gemach meine

Furcht und Unruhe. Sie erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünsche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Busen schwärmt' ich vom Glück der stillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menschen und ihrem leidenschaftlichen Treiben, wollt' ich einsam, an der Brust meines jungen Weibes, umgeben von der blühenden Natur, der Liebe, der Freundschaft und den Wissenschaften leben.

Wie selig waren wir beide in diesen Augenblicken! „O Clementine," sagte ich, „um Andere glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, sondern nur des Willens. Wir können ja groß sein, auch im kleinen, unscheinbaren Wirkungskreise. Wir besuchen dann mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unschuld, und dein Kuß lohnt mir's, wenn ich des Guten etwas gethan. Unsere Büchersammlung liefert unerschöpflichen Reichthum dem Geiste. Unsere Harfen tönen am Abend im Schatten des eigenen Hains die unbeneidete Seligkeit zweier liebenden Seelen. An unserer Tafel speisen die Dürftigen; und die Getrösteten werden unsere Gesellschafter. Gewiß, Clementine, wir sehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieser Paläste zurück. Und einst — o Clementine! — Nur der Gedanke schon durchschauert mich mit Entzücken — einst, Clementine, bist du Mutter —

Mutter! O Clementine" —— Ihre heißen Küsse unterbrachen meine Worte, aber nicht den Flug meines Traums. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter Ahnungen.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und odemlos.

„Was ist dir?" fragte ich.

„Herr!" stammelte er, „die Calvinisten sind draussen am Karmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotenen Gottesdienst — — "

Ich erschrack heftig. Also verrathen war's. „Und weiter?" rief ich.

„Die Mühle ist von den Dragonern umringt. Alle sind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marschall von Montreval ist in eigener Person dort. Der Predikant und noch andere von den eingeschlossenen Ketzern wollten sich durchs Fenster mit der Flucht retten; da winkte der Marschall, und die Dragoner gaben Feuer."

„Gaben Feuer?" schrie ich: „Wurde einer getödtet?"

„Ihrer vier liegen todt auf dem Platze!" antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von sich lassen. Sie ward blaß.

Sie verlor die Sprache, und hing mit stummer Angst an meinem Halse.

Madame de Sonnes erschien. Ich erzählte ihr die schreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Vorsatz bekannt, hinzueilen, um den Marschall zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entschluß; bat mich selbst, ohne Säumen dahin zu fliegen, und sprach Clementinen beruhigende Worte zu.

Ich ging, sah an der Thür mich noch einmal um nach Clemen nen; sah sie blaß und bebend auf dem Schoose ihrer Mutter; ging zurück, küßte ihren verblichenen Mund, und eilte davon.

31.

Ich kam vor's Thor. Ungestüm drängt' ich mich durch das in ungeheuerer Zahl zusammenströmende Volk, welches mit brennender Neugier, und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend dastand, Kopf an Kopf.

Kaltes Entsetzens sah ich über der Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über Alle, auf seinem Pferde, von einigen vornehmen Herren umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!“ rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krückstock auf die Mühle zeigte, sagte er, ohne eine Miene zu verändern: „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!“

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?“ fragt' ich.

„Darüber sinn' ich“, erwiederte er, schon seit einer Viertelstunde.“

„O gnädigster Herr,“ rief ich, „wahr ist's, diese geblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seien Sie großmüthig, gnädiger Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder — — “

„Was?“ unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade machen kann *)?

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis, den 30. Herbstmonat 1567, gegen dreißig Magistratspersonen, Chorherren und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name Michelade für diese Mordnacht entstand.

„Nein, gnädigster Herr," sagte ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Gräuelthat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen."

„Es ist Zeit, ein strenges Beispiel zu geben!" sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand, ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!"

Halb erstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!"

„Weg da!" rief er, und warf mir einen grimmigen Blick zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen. Ich ließ das Pferd los, und fiel auf meine Knie nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!"

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zettergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Knie. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der fromme Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweiheten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raffte ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. In gleichem Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie!“ sagt' ich, und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall.

„Der Hund!“ schrie der Marschall, „ich sagt's doch immer, er sei einer von ihnen!“ Ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

„Nieder doch!“ brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus dem Armen die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so den gottesvergessenen Ketzern!“ sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheuliches Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott?“ schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stockstreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen, gleich den andern. Ich raffte mich auf, riß einem Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich, ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!"

Indem ich um mich her sah verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiels! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieß einen gräßlichen Schrei gen Himmel aus, und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebtesten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine Zunge war erstarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlte ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin konnt' ich mich blindlings hingeben. Nur genährt von den Meisterwerken der größten Geister unserer Zeit, wiegt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen ein. Ich hielt dafür, die Menschheit sei um vieles menschlicher, und entronnen den

Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwigs XIV. sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahrs 1703 ein Tag des goldenen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden diesen Tag lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes ward nicht geschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Ermordeten ward konfiszirt — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbeeren bedeckt!

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber schnell war erloschen wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einem schweren Schlaf.

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du!“ dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arzenei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

„Wo bin ich denn?“ fragt' ich.

„Bist bei mir!“ sagte der Kerl. — Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hiersein zu danken hatte.

„Bin ich denn ein Gefangener?“

Allerdings, und das von Rechtswegen! — antwortete mein Wärter.

„Weiß Madame de Sonnes davon? Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?“

Kennst du Leute hier? Wo wohnt sie?

„In der Martinsgasse, im Hause Albertas.“

Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt du nicht, daß du in Marseille bist?

„In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?“

Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht im hitzigen Fieber gerastet. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben.

„Was soll ich hier in Marseille?“

Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?

„Das ist ein Galeeren-Kittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?“

Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank.

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, öffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffes auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte; doch im süßen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer erborgten Bleifeder auf einem zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach! ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Kette an, und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war

ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Olivenbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidenen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermeßliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich, und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlöre. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Grenzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andere Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend! Ach! Clementine! Cle-

mentine, und von dir! — Aus dem Schoose des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen, nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückende Gespräche, nun die Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Kette nun für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Und ich will ihn tragen!“ sprach ich dann in mir selbst: „Es ist ein Gott, und mein Geist dauert hinaus über das Grab! Ich habe mich nicht selbst verloren. Ich bleibe der Tugend getreu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die stille Achtung mit mir über's Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müssen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide, ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war.“

So gewann mein Geist nach Jahr und Tag den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe

nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heiteres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längst entschwundene Paradies meiner Jugend zurücksehen konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war mir's oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meers, und lächle mir Muth zu, wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehen; aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all die Seligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madame Bertollon mir einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heißen Gestaden Afrika's; und immer sah ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neunundzwanzig Jahre nun vergangen. Was sind sie?

Der Tod, mein oft, mein heißersehnter Freund, kömmt mich zu erlösen. Ach! mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Unsere Geister sind verwandt, und berühren sich vielleicht wieder.

33.

Hier legte der Abbé Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale bis zum Beginn seines fürchterlichen Leidens!" sagte der Abbé: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiedenen Anläßen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst einem blechernen Löffel und einem Messer, sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Kapitän Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht, aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedsrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Offiziere im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch bessere Bissen zu. Er benutzte die erstern

aber selten, oder gar nicht; und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeerer, ohne für sich etwas zu behalten. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug sein. Jedes Gute, so mir allein erwiesen wird, ist nur eine Vermehrung des Uebels der Andern.“ Der Schiffsprediger machte sich zuweilen an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und dies war sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nur nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, Andere für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie sein müsse. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, liessen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern glauben. Als ihm im letzten Gefecht mit den Corsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangene seinen Verlust, und einige von diesen rohen Kerlen weinten sogar, wie Kinder.

„Dies ist alles," sagte Dillon, „was ich von Kapitän Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbstständigem Geist und mit dem Blick auf Gott durch die Gewitter seines Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eigenen Aufsätzen, wo eine reizende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit."

Wir schwiegen. Unsere Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edeln Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit!" schrie Roderich: „Ungehört, unvertheidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon keine Beispiele mehr!"

„Ach nur zuviel noch!" erwiederte der Abbé Dillon: „Wer kennt nicht den Märtyrer der kindlichen Liebe, den guten Faber von Ganges, welcher sich dem Intendanten von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in Paris bekannt ward, und mitleidige Seelen ihn

losbaten? Lebt nicht Faber noch heute in den Sevennen in Dürftigkeit *), während er als Held in der Operette auf den Pariser Theatern besungen und beklatscht wird? **) Alamontade hat wohl Recht. Wir leben noch immer in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet."

„Aber, lieber Abbé," sagt' ich, „noch eins müssen wir wissen. Kam Clementine de Sonnes nach Marseille? Wie glücklich muß unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden sein, nach so langer Trennung!"

34.

„Als ich ihm", erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er sei noch am Leben und in Marseille, und sie hätte den Entschluß gefaßt, ihn zu sehen, war er tief gerührt. Er schwieg lange. So hat sie mich denn nicht vergessen!" rief er endlich sehr bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie noch einmal gesehen habe. O Clementine! Vielleicht ists Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner

*) Im Jahr 1787.

**) Die Oper heißt: L'honnête criminel.

auch auf die edlern unserer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irdischen, daß die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehen, so vielleicht finden sich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!"

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandenen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil geworden war, sollte aber auch diese Glückseligkeit nicht mehr geniessen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblichen. Ueber seinem blassen Antlitz schwamm noch ein mildes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert und in ein besseres Leben übergegangen zu sein. Ich warf mich weinend auf die Knie nieder zu den Füßen seines Bettes, und war trostlos, wie man um einen verstorbenen Vater trostlos ist.

Einen Tag später, nachdem er begraben war, kam Clementine. Sie war sehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, trug aber unverkennbar selbst noch jetzt die Spur ehemaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Arme stumm, mit einem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontade's Bild. Sie küßte es und ließ es kopiren für sich. Auch mußte ich ihr aus Alamontade's Nachlaß sein Messer und den blechernen Löffel geben, aus welchem sie von nun an allein die Arznei und die wenige Speise nahm, so sie genoß.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu sein. Ich mußte ihr nur von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontade's Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war bis zum Tode, und welchen sie, durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind es schon über fünfzig Jahre, seitdem dies Alles geschah; aber Alamontade's Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Lasset uns, ihr Lieben, lasset uns leben, wie

er! Lasset uns die Selbstständigkeit unsers Geistes, *seine* Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit desselben retten durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken: Sei rein, wie Gott!

Alamontade's Lehre führte mich aus den Irrgärten der Zweifel, und knüpfte mich mit edlern Banden wieder an die Welt. Ach, daß auch ich dem Erhabenen einst wieder begegnen möchte im Weltall!

Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarr-Vikars von Wiltshire.

Goldsmiths Vicar of Wakefield erschien das erstemal im Jahr 1772 zu London gedruckt. Man erwähnt dieses Umstandes, an welchem den wenigsten Lesern viel gelegen sein mag, nur darum, weil es auch möglich ist, daß der Dichter den ersten Gedanken zu seinem Roman aus dem British Magazine von 1766 geschöpft hat, wo das Tagebuch, oder eigentlich nur ein Bruchstück desselben, von einem armen Vikar von Wiltshire abgedrückt stand. Das British Magazine gibt dazu die Versicherung, daß die Aechtheit des Bruchstücks unzweifelhaft, und nichts darin erdichtet sei.

Es ist unmöglich, diese Aechtheit aus andern, als innern Gründen zu beweisen. Die Leser müssen sich gefallen lassen das Bruchstück auf Treu und Glauben hin-
Vielleicht werden sie nur bedauern, daß es
Vielleicht aber war es auch das Wichtigste
gebuche und aus dem ganzen Lebenslaufe des
s.

Am 15. Dezember 1764.

errn Dr. Snart, meinem Pa-
rling, als den Betrag des

halbjährigen Gehalts. Ich mußte den sauer verdienten Lohn noch unter mancher Unannehmlichkeit in Empfang nehmen.

Nachdem ich anderthalb Stunden im kühlen Vorzimmer des Herrn Rektors hatte warten müssen, erlaubte man mir's endlich, in sein Gemach zu treten. Er saß im großen Lehnstuhle am Schreibtische; das Geld war schon gezählt. Er erwiederte meine Verbeugungen mit einem majestätischen Kopfnicken seitwärts, indem er seine schöne, schwarzseidene Hausmütze ein wenig aus dem Nacken empor- und wieder zurückschob. Wirklich hat er viel Würde. Ich kann mich nie ohne Ehrfurcht nahen. Ich glaube, ich würde zu dem Könige selbst nicht mit größerer Ehrerbietung hintreten.

Er nöthigte mich nicht zum Sitzen, obwohl er wissen konnte, daß ich den Morgen schon eilf Meilen gemacht hatte bei schlechtem Wetter, und vom anderthalbstündigen Stehen im Vorzimmer auch nicht viel Trost für die müden Beine gehabt. Er wies mit der Hand auf das Geld.

Mir schlug das Herz gewaltig, als ich nun mit der lange überlegten und wohl eingelernten Bitte um einige Gehaltsvermehrung hervortreten wollte. Daß ich doch meine Schüchternheit auch in den allerunschuldigsten, ja ich darf sagen, in den gerechtesten Sachen nicht ablegen kann! Mit einer Angst, als wollte ich ein Verbrechen begehen,

hob ich zweimal vergebens an. Gedächtniß, Wörter und Stimme verliessen mich. Der Schweiß stand mir plötzlich in großen Tropfen auf der Stirn.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte er sehr leutselig.

— „Ich bin — Alles ist theuer — kaum im Stande, mit dem geringen Gehalt in diesen Zeiten auszukommen.“

„Geringer Gehalt, Herr Vikar? Wo denken Sie hin? Ich kann jeden Tag einen andern Vikar um fünfzehn Pfund Sterling Jahrgehalt haben.“

— „Um fünfzehn Pfund! Nun ja, wenn er ohne Familie ist, mag er's mit dem Gelde machen.“

„Ihre Familie, Herr Vikar, hat sich doch nicht vermehrt, hoffe ich? Sie haben ja nur zwei Töchter.“

— „Ja, Ihro Hochwürden. Aber diese wachsen heran. Meine Jenny, die älteste, ist nun achtzehn Jahre, und Polly, die jüngere, bald zwölf Jahre alt.“

„Desto besser. Können die Mädchen nicht arbeiten?“

Ich wollte antworten. Er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, sondern stand auf und sagte, indem er gegen das Fenster ging und mit den Fingern an den Scheiben trommelte: „Ich habe heute unmöglich Zeit, mich weiter einzulassen. Ueberlegen Sie's, ob Sie mit fünfzehn Pfund des Jahrs

die Stelle beibehalten wollen, und melden Sie mir's dann. Können Sie nicht, so wünsche ich Ihnen eine bessere Vikarstelle zum Neujahrgeschenk."

Er verbeugte sich höflich gegen mich und schob wieder an der Mütze. Ich strich hastig das Geld ein und empfahl mich seiner Huld. Ich war wie angedonnert. So kalt hatte er mich noch nie empfangen und abgefertigt. Ohne Zweifel bin ich bei ihm verleumdet. Nicht einmal bot er mir, nach bisheriger Gewohnheit, ein Mittagessen an. Ich hatte darauf gehofft; denn ich war nüchtern von Crekelade in aller Frühe fortgegangen. Nun kaufte ich mir in der Vorstadt bei einem Bäckerladen, an dem ich vorüberging, ein Brod, und machte mich damit auf den Rückweg.

Wie niedergeschlagen war ich auf dem Wege. Ich weinte, wie ein Knabe. Die Thränen fielen auf das Brod, indem ich es hungrig verschlang.

Pfui, Thoms! Schäme dich deines Kleinmuths. Lebt der alte Gott nicht mehr? Und wenn du nun die ganze Stelle verloren hättest? Jetzt sind es ja nur fünf Pfund weniger! — Freilich der vierte Theil des ganzen kleinen Jahrlohns; freilich auf den Tag im Durchschnitt kaum zehn Pence's, wovon drei Personen sich nähren und kleiden müssen. — Was ist's denn weiter mehr? — Der die Lilien auf dem Felde kleidet! Der den jungen Raben ihr

Futter gibt! — Man muß vom alten Wohlleben etwas abbrechen *).

Am 16. Dezember.

Ja, ich glaube, Jenny ist ein Engel. Ihre Seele ist noch schöner, als ihr Leib. Beinahe muß ich mich schämen, ihr Vater zu sein. Sie ist viel besser und frömmer, als ich.

Gestern hatte ich nicht den Muth, den beiden Mädchen unser bevorstehendes Unglück zu verkünden. Als ich es heute that, ward Jenny ernst, dann plötzlich wieder freundlich, und sagte: „Bist du unruhig, Vater?"

„Sollte ich nicht?"

„Nein, du solltest nicht."

„Liebes Kind, wir kommen nie aus Schuldennoth und Sorgen. Ich weiß nicht, wie wir bestehen werden. Es fehlt uns so Vieles! Wer gibt es nun bei fünfzehn Pfund, die kaum für Lebensmittel hinreichen?"

---

*) Man kann sich das Wohlleben denken, was der arme Vikar mit seinen Kindern bei zwanzig Pfund Sterling jährlich führen konnte. Ein Pfund Sterling ist ohngefähr so viel, als ein Louisd'or oder sechs Thaler sächsisch. Er hatte also nur hundert und zwanzig Thaler Einnahme im Jahre.

Statt der Antwort legte Jenny schmeichelnd ihren Arm um meinen Nacken, und wies mit der andern zum Himmel. „Der dort!“ sagte sie.

Polly setzte sich auf meinen Schoos, streichelte mir das Gesicht und sagte: „Ich will dir was erzählen. Mir träumte diese Nacht, es sei Neujahr, und der König sei nach Crekelade gekommen. Das war dir eine Pracht. Der König stieg vor unserer Hausthür vom Pferde, und kehrte bei uns ein. Da hatten wir unsere Noth mit Kochen und mit Braten. Der König aber ließ von seinen eigenen Speisen bringen in goldenem und silbernem Geschirr Draussen schollen Pauken und Trompeten. Und denke dir, bei Pauken- und Trompetenklang brachte man dir auf einem Atlaskissen zum Neujahrsgeschenk eine goldene Bischofsmütze. Sie sah etwas närrisch aus, ohngefähr wie die spitzen Hauben der Bischöfe in alten Bilderbuche. Du nahmst dich aber darin recht gut aus. Doch mußte ich mich fast ausser Odem lachen. Da weckte mich Jenny. Ich war recht böse darüber. Der Traum von dem Neujahrsgeschenk hat gewiß etwas zu bedeuten. Bis Neujahr sind es ja nur noch vierzehn Tage.“

Ich sagte der Polly: „Träume sind Schäume.“ Sie aber sagte: „Träume kommen von Gott.“

Zwar glaube ich an so etwas nicht. Doch will ich den Traum aufschreiben, um zu sehen, ob er

ein tröstender Wink des Himmels war. Ein Neujahrgeschenk wäre ja doch möglich, das uns Allen wohl zu statten käme.

Den ganzen heutigen Tag habe ich gerechnet. Ich rechne nicht gern. Das Rechnen und Geldwesen macht mir den Kopf wüst und das Herz leer und doch schwer.

Am 17. Dezember.

Meine Schulden sind, Gott sei Dank, nun alle, bis auf eine, abgetragen. An fünf verschiedenen Orten zahlte ich sieben Pfund Sterling und eilf Schilling; bleiben mir also baar zwei Pfund und neun Schilling. Damit soll ich ein halbes Jahr haushalten. Helfe mir Gott!

Die schwarzen Hosen, welche ich beim Schneider Cutbay sah, muß ich nun wohl ungekauft lassen, obgleich ich sie dringend nöthig hätte. Sie sind zwar schon getragen, doch noch gut im Stande, und der Preis wäre billig. Aber Jenny hat einen Rock noch nöthiger. Das gute Kind dauert mich, wenn ich es bei der strengen Kälte im leichten Kamelotkleide sehen muß. Polly kann mit dem Kleide zufrieden sein, das ihr die Schwester aus ihrem alten sehr künstlich zusammengestickt hat.

Auch meine Theilnahme an der Zeitung, die ich bisher mit dem Weber Westburn hielt, muß

ich aufgeben. Das thut mir weh. Hier in Crekelade erfährt man sonst nichts vom Laufe der Welt. Beim Pferderennen in Newmarket gewann der Herzog von Cumberland gegen den Herzog von Grafton eine Wette von fünftausend Pf. Sterling. Es ist doch sonderbar, daß sich die Worte der Schrift immer so buchstäblich erwahren: Wer da hat, dem wird gegeben! Und man kann hinzufügen: wer wenig hat, dem wird noch genommen. Ich muß noch fünf Pfund von meinem armen Gehalt verlieren.

Pfui, Thoms, schon wieder murrend! Und warum? Wegen der Zeitung, die du nicht mehr mithalten kannst? — Schäme dich. Wirst es ja doch wohl von Andern erfahren, ob General Paoli auf Korsika die Freiheit behaupten werde. Die Franzosen haben den Genuesen freilich Hilfstruppen zugesagt; aber Paoli hat zwanzigtausend Mann alter Soldaten.

Am 18. Dezember.

Ach, wie glücklich sind wir armen Leute doch! Um ein Spottgeld hat Jenny einen braven Weiberrock bei der Trödlerin Barde gekauft, und nun sitzt sie da, und trennt ihn in Polly's Gesellschaft auf, um einen neuen daraus für sich zu machen. Jenny versteht das Handeln und Feil-

schen besser, denn ich. Aber man gibt ihr auch lieber nach, wenn sie so englisch-mild bittet. Nun ist Freude über Freude im Hause. Am Neujahrstage will Jenny zum erstenmal im neuen Rocke erscheinen. Polly macht hundert lustige Glossen und Prophezeihungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat sich nicht so sehr über das kostbare Geschenk der Venezianer gefreut, über die zwei Diamantringe, die beiden mit Brillanten besetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Pistolen, köstlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtausend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müssen uns ihren Rock am Mund absparen. Bis Neujahr wird kein Fleisch gekauft. Das ist ganz recht.

Der Weber Westburn ist ein edler Mann. Ich sagte ihm gestern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle, nicht sicher sei. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „So halte ich das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, lesen es doch mit mir.“

Man muß nur nie verzagen. Es gibt der guten Menschen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr, als unter den Reichen.

Abends, an demselben Tage.

Der Bäcker ist ein unfreundlicher Mensch. Ob ich ihm gleich nichts mehr schuldig bin, machte er doch der guten Polly, als sie Brod holte, und sie es gar klein und schlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen still standen. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir sollten unser Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu trösten.

Ich weiß nicht, wie die Crekelader zu allen Nachrichten kommen. Jedermann im Dorfe spricht davon, der Rektor Snart werde statt meiner einen andern Vikar anstellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger sogar muß davon Wind bekommen haben. Denn umsonst schickte er seine Frau nicht mit Klagen über schlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner sein Fleisch anders als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich sehr höflich, und konnte nicht genug sagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zum Colswood zu gehen, und da unsere kleinen Fleischvorräthe einzukaufen; er sei ein vermöglicherer Mann, und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht sagen, wie uns dieser Wucherer vor einem

Jahre behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theurer, denn andern Leuten, angerechnet hatte, und, da ihm sein Schwören und Fluchen nicht half, und er nicht läugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr lang ausstehen habe, müsse verzinset werden, und uns die Thür wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pence's. Wie soll das enden, wenn mir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Vierteljahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Da bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Frühe.

Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen Lage zu thun sei. Ich dachte wohl an Master Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambridge; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. Brächte mir der Neujahrstag die Bischofsmütze aus Polly's Traum, wäre mir das halbe England verwandt.

Folgenden Brief habe ich an den hochwürdi-

gen Herrn Dr. Snart geschrieben und der heutigen Post mitgegeben:

„Ich schreibe mit bangem Herzen. Denn Jedermann sagt, daß Ew. Hochwürden einen andern Vikar, statt meiner, anstellen. Ich weiß nicht, ob das Gerücht Grund habe, oder nur entstanden ist, weil ich einigen Personen von der Unterredung gesagt habe, die ich mit Ihnen hatte.

„Dero mir anvertrautes Amt habe ich mit Eifer und Treue verwaltet, Gottes Wort lauter und rein gelehrt, keine Klage über mich vernommen; selbst mein innerer Richter verurtheilt mich nicht. Ich bat demüthig um eine kleine Zulage meines geringen Gehalts. Ew. Hochwürden sprachen von Verminderung meines Lohns, der kaum hinreicht, mir und meiner Familie die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten. Möge Ihr menschenfreundliches Herz entscheiden.

„Unter Ew. Hochwürden seligem Vorgänger habe ich sechszehn, unter Ihnen anderthalb Jahre gedient. Ich bin ein Fünfziger; mein Haar beginnt grau zu werden. Ohne Bekannte, ohne Gönner, ohne Aussicht auf ein anderes Amt, ohne Kenntniß, mir auf andere Weise mein Brod zu schaffen, hängt mein und meiner Kinder Glück allein von Ihrer Gnade ab. Lassen Sie uns fallen, bleibt uns keine andere Stütze, als der Bettelstab.

„Meine Töchter, allmälig erwachsen, verursachen, bei aller Einschränkung, größere Ausgaben. Die älteste Tochter, Jenny, vertritt bei der jüngern Mutterstelle und führt das Hauswesen. Wir halten keine Magd; meine Tochter ist die Magd, die Köchin, die Wäscherin, die Schneiderin, die Schusterin sogar; so wie ich der Zimmermann, der Maurer, der Schornsteinfeger, der Holzspalter, der Gärtner, Bauer und Holzträger meines Hauses bin.

„Mit uns war bisher Gottes Barmherzigkeit. Keines ward krank. Wir hätten keine Arzenei bezahlen können. Crekelade ist ein kleiner Ort.

„Meine Töchter boten sich vergebens an, für andere Haushaltungen Arbeiten zu machen, zu waschen, zu flicken, zu nähen. Selten empfingen sie eine Arbeit. Hier zu Lande hilft sich jede Haushaltung selbst; Niemand ist reich.

„Es wäre ein herbes Schicksal, wenn ich ferner mit zwanzig Pfund Sterling im Jahre mich und die Meinigen durchbringen sollte; es wäre das traurigste, wenn ich es mit fünfzehn Pfund versuchen müßte. Aber ich vertraue auf Ihr Erbarmen und auf Gott, und bitte Ew. Hochwürden, mich wenigstens aus der Angst reissen zu wollen."

Nachdem ich den Brief geschrieben, warf ich mich auf die Knie, während ihn Polly zum Postboten trug, und betete um glücklichen Ausgang.

Da ward es mir im Gemüth wunderbar hell und wohl. Ach, ein Wort zu Gott ist immer ein Wort von Gott. Ich ging so leicht aus meinem Kämmerlein hervor, und war doch so schwer hineingegangen.

Jenny saß am Fenster bei der Arbeit. Sie saß da mit einer Ruhe, Seligkeit und Anmuth, wie ein Engel. Es strahlte von ihrem Antlitze, wie Licht. Ein schwacher Sonnenblick durch das kleine Fenster verklärte das ganze Zimmer. Mir war himmlisch wohl. Ich stellte mich an's Pult und schrieb meine Predigt: „Von den Freuden der Armuth.“

Ich predige in der Kirche eben so viel mir selber, als Andern. Und geht Keiner gebessert aus der Kirche, bin ich es doch; und schöpft keine Seele Trost aus meinen Worten, schöpfe ich ihn doch. Es geht dem Geistlichen, wie dem Arzt. Er kennt die Kraft seiner Arzeneien, aber nicht immer ihre Wirksamkeit auf die Natur aller Kranken.

An demselben Tage Morgens.

Am Morgen erhielt ich ein Billet, das mir ein Fremder aus dem Wirthshause schickte, welcher daselbst übernachtet hatte. Der Unbekannte

bat mich wegen dringender Angelegenheiten auf einen Augenblick zu sich.

Ich ging zu ihm. Es war ein hübscher junger Mann, von etwa sechsundzwanzig Jahren, von edeln Gesichtszügen und vielem Anstande. Er trug einen alten, abgeschabten Ueberrock, und Stiefeln, an denen der gestrige Koth verhärtet war. Sein runder Hut, obwohl ursprünglich kostbarer, als der meinige, war doch weit verdorbener und abgegriffener. Der junge Mann schien, ungeachtet seiner übel bestellten Kleidung, von gutem Hause zu sein. Er trug wenigstens ein sauberes Hemd vom feinsten Linnen, wenn es ihm nicht etwa von einer mildthätigen Hand erst verehrt worden war.

Er führte mich in ein Nebenzimmer der Wirthsstube, bat tausendmal um Entschuldigung, mich bemüht zu haben, und entdeckte mir demüthig, er sei in der bittersten Verlegenheit, kenne Niemanden an diesem Orte, wo er gestern Abend angekommen wäre, und habe deswegen seine Zuflucht zu mir, als Geistlichen, nehmen wollen. Er wäre, setzte er hinzu, seines Gewerbes ein Komödiant, jetzt ohne Anstellung, und im Begriff, nach Manchester zu reisen. Nun aber sei er mit seinem Gelde zu Ende, so, daß er nicht einmal genug habe, den Wirth völlig zu bezahlen, geschweige nach Manchester zu kommen. Demnach wende er

sich in der Verzweiflung an mich. Mit zwölf Schilling wäre ihm geholfen. Er wolle mir, wenn ich ihm den Vorschuß machen könne, das Geld, sobald er wieder bei einem Theater angenommen sein würde, ehrlich und dankbar zurückstellen. Sein Name sei John Fleetmann. — —

Er hätte nicht nöthig gehabt, seine Noth und Angst mir so ausführlich zu schildern. In den Zügen seines Gesichtes lag noch mehr Kummer und Unruhe, als in seinen Worten. Allein in meinem Gesichte las er vermuthlich etwas Aehnliches; denn wie er die Augen zu mir aufschlug, erschrack er und sagte: „Wollen Sie mich hilflos lassen?“

Ich erklärte ihm nun ganz unumwunden meine Lage: daß er nichts weniger von mir, als den vierten Theil meiner Baarschaft, begehre; daß ich sogar in größter Ungewißheit über die fernere Dauer meines Amtes schwebe.

Plötzlich kalt, und wie in sich zurückgesunken, sagte er: „Sie rechnen einem Unglücklichen Ihr Unglück vor. Ich fordere von Ihnen nichts. Ist denn Niemand anders in Crekelade, der, wenn auch keinen Reichthum, doch Mitleiden hat?“

Ich sah den Herrn Fleetmann verlegen an, und schämte mich ein wenig, ihm meine böse Lage vorgestellt zu haben, um dahinter ohne Erröthen hartherzig sein zu können. Zugleich sann

ich umher unter meinen Ekeladern, und getraute mich nicht, einen zu nennen. Ich kannte ihre Herzen vielleicht zu wenig.

Dann trat ich ihm einen Schritt näher, und legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Fleetmann, Sie thun mir leid. Haben Sie noch ein wenig Geduld. Sie wissen, wie arm ich bin. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. In einer Stunde gebe ich Ihnen Bescheid.“

Ich ging nach Hause. Unterwegs dachte ich: „Sonderbar, warum der Fremde sich eben an mich zuerst wendet, und der Komödiant an einen Geistlichen. Ich muß etwas in meiner Natur haben, das den Instinkt der Unglücklichen und Begehrenden magnetisch anzieht. Denn was in Noth ist, spricht mich an, der doch das Wenigste zu geben hat. Sitze ich bei Fremden am Tische, kann ich darauf zählen, hat unter den Gästen Einer einen Hund, wird der Hund unabtreiblich seinen Blick auf die Bissen richten, die ich esse, und vertrauensvoll seinen Kopf mit der naßkalten Schnauze auf eins meiner Knie legen.“

Daheim erzählte ich den Kindern, wer der Fremde sei, und was er von mir begehre. Ich wollte Jenny's Rath hören. Sie sagte mitleidig: „Ich weiß, Vater, was du denkst, darum habe ich dir nichts zu rathen.“

„Und was denke ich denn?"

„Du denkst: ich will gegen den armen Komödianten sein, wie ich wünsche, daß Gott und der Doktor Snart gegen mich sein möchten."

Das hatte ich wohl nicht gedacht; aber ich wünschte, es gedacht zu haben. Ich suchte die zwölf Schilling hervor und gab sie an Jenny, daß sie dem Reisenden die Gabe brächte. Ich mag nicht gern das leidige Danken mit anhören, weil mich das demüthigt. Undank erhöht mich. Auch wollte ich mich nicht in der Ausarbeitung meiner Predigt stören.

An demselben Tage Abends.

Der Komödiant ist gewiß ein guter Mensch. Als Jenny vom Wirthshause zurückgekommen war, wußte sie viel von ihm zu erzählen, nicht minder auch von der Wirthin. Diese Frau hatte es sogleich herausgebracht, daß ihr Gast einen leeren Beutel habe, und Jenny konnte es ihr nicht läugnen, daß ich ihm etwas Reisegeld schicke. Da mußte Jenny eine lange Strafpredigt anhören über den Leichtsinn des Gebers, wenn man selbst nichts habe; über die Gefahr, Landstreicher zu unterstützen, wenn man die eigenen Kinder nicht kleiden könne. Das Hemd sei näher als der Rock, u. s. w.

Ich war eben wieder an meiner Predigt, als Herr Fleetmann hereintrat. Er wollte, sagte er, Crekelade nicht verlassen, ohne seinem Wohlthäter zu danken, durch welchen er aus der peinlichsten Verlegenheit gerissen sei. Jenny war daran, den Tisch zu decken. Wir hatten Rüben und einen Eierkuchen. Ich lud den Reisenden ein, mit uns zu Mittag zu essen. Er schlug es nicht aus. Er mochte es wohl nöthig haben; denn er hatte sich im Wirthshause von seinem Frühstück schwerlich satt gegessen. Polly mußte Bier holen. Wir hatten lange nicht so gut gelebt.

Herr Fleetmann schien sich bei uns zu gefallen. Er hatte sein voriges Kummergesicht ganz verloren; doch blieb ihm das, unglücklichen Leuten eigene, schüchterne, verlegene Wesen. Er meinte, wir wären sehr glücklich, und das bestätigten wir ihm auch. Er meinte, ich sei wohlhabender und reicher, als ich das Ansehen haben wollte, zu sein. Darin irrte er sich. Ohne Zweifel blendete den guten Menschen die Ordnung und Reinlichkeit unserer Zimmer, die Klarheit der Fenster, die Sauberkeit der Umhänge, des Tischgeräthes, des Bodens, der Firniß unserer Tische und Stühle. In den Hütten der Armuth pflegt man gewöhnlich den Unflath überall zu sehen, weil arme Leute nicht zu sparen wissen. Ordnung und Reinlichkeit aber, das predigte ich meiner

seligen Frau und meinen Töchtern immer, sind die ersten aller Sparmittel. Jenny ist darin Meisterin. Sie übertrifft beinahe die Mutter, und bildet ihre Schwester Polly glücklich nach. Ihren scharfen Augen entgeht kein Fliegenfleck.

Unser Gast war mit uns Allen bald sehr bekannt und traulich. Doch sprach er weniger von seinem, als unserm Schicksale. Der arme Mensch muß einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, ich will nicht glauben, auf seinem Gewissen. Ich bemerkte, daß er oft plötzlich im Gespräch abbrach und sich verfinsterte, dann sich anstrengte, wieder heiter zu sein. Tröste ihn Gott.

Als er nach dem Essen von uns ging, gab ich ihm noch manchen wohlgemeinten guten Rath mit auf den Weg. Ich weiß es, Komödianten sind ein etwas leichtes Völkchen. Er versprach mir heilig und theuer, sobald er Geld habe, meinen Vorschuß zurückzusenden. Es muß ihm damit sehr Ernst sein; denn er sah sehr ehrlich aus und fragte mehrmals, wie lange ich mit dem Rest meiner Baarschaft glaube die nothwendigsten Bedürfnisse der Haushaltung bestreiten zu können.

Seine letzten Worte unter der Thür waren: „Es ist unmöglich, Ihnen kann es in dieser Welt nicht übel gehen. Sie haben den Himmel in der Brust, und zwei Engel Gottes neben sich.“ Bei

den letzten Worten deutete er auf Polly und Jenny.

Am 20. Dezember.

Der Tag verstrich sehr ruhig, doch kann ich nicht sagen, angenehm. Denn der Krämer Loster schickte mir die Rechnung vom Jahre. Sie war für die von ihm genommenen Waaren größer, als wir erwartet hatten, ob wir gleich nichts genommen, was nicht auch von uns aufgeschrieben worden wäre. Allein er hatte bei allen Artikeln mit dem Preise aufgeschlagen; sonst traf seine Rechnung redlich mit der unserigen zusammen.

Das Schlimmste ist der Rückstand meiner Schuld vom vorigen Jahre bei ihm. Er bat um Zahlung desselben, weil er in größter Geldverlegenheit sei. Die Gesammtheit betrug aber achtzehn Schilling.

Ich begab mich zu Herrn Loster. Er ist ein sehr höflicher und billiger Mann. Ich hoffte, ihn mit einer Zahlung auf Rechnung zu beruhigen, und versprach, den Rest auf Ostern abzutragen. Er war aber nicht zu bewegen, und bedauerte, daß ihn die Noth zwingen könne, zu den äussersten Mitteln zu greifen. Wenn er es vermögte, würde er gern warten; allein binnen drei Tagen habe er einen Wechsel, der auf ihn

gestellt sei, zu tilgen. Einem Kaufmann gehe der Kredit über Alles.

Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden, nachdem meine wiederholten Bitten eitel gewesen waren. Hätte ich es sollen gegen mich zur richterlichen Betreibung kommen lassen, wie er drohte? Ich schickte ihm das Geld und zahlte ihm die ganze Schuld ab. Nun ist aber auch mein ganzes Vermögen auf eilf Schilling herabgeschmolzen. Gebe der Himmel, daß mir der Komödiant den Vorschuß bald zurückschicke; sonst weiß ich nicht, wie mir weiter helfen.

Nun, wenn du es denn nicht weißt, du Kleingläubiger, weiß es Gott. Warum ängstigt sich dein Herz? Was hast du denn verbrochen? Armuth ist ja keine Sünde.

Am 24. Dezember.

Man kann doch auch beim Wenigsten recht froh sein. Wir haben tausend Freude an Jenny's neuem Rock. Sie steht darin, schön wie eine Braut. Aber sie will ihn erst zum Neujahrstage das erstemal öffentlich in der Kirche tragen.

Sie rechnet mir jeden Abend nun vor, mit wie geringen Unkosten sie den Tag die Haushaltung bestritten hat. Freilich müssen wir schon Abends sieben Uhr in's Bett, um Lampenöl und

Kohlen zu sparen. Daran liegt auch nicht viel. Die Mädchen sind am Tage desto fleißiger, und plaudern im Bette bis Mitternacht. Wir haben von Rüben und Gemüse schönen Vorrath. Jenny meint, sechs bis acht Wochen wolle sie uns durchhelfen, ohne Schulden zu machen. Das wäre nun wohl ein Kunststück ohne Gleichen. Und bis dahin, hoffen wir Alle, werde Herr Fleetmann, als ehrlicher Mann, Wort halten und mein Darlehen zurückzahlen. Wenn ich zu der Hoffnung bedenkliche Miene mache, kann Jenny wahrhaft in Eifer gerathen. Sie läßt auf den Komödianten nichts Uebles kommen.

Er ist oft unser Gespräch. Besonders machen sich die beiden Mädchen viel mit ihm zu schaffen. Seine Erscheinung brachte in die Einförmigkeit unsers Lebens etwas Neues. Ein halbes Jahr lang gibt er uns nun wohl zur Unterhaltung Stoff. Lustig ist besonders Jenny's Zorn, wenn die muthwillige Polly sagt: „Aber er ist ein Komödiant!“ — Dann erzählt Jenny von den berühmten und reichen Schauspielern in London, die sogar mit den Prinzen des königlichen Hauses essen dürfen; und sie will sogar beweisen, Fleetmann werde einer der besten Schauspieler von der Welt werden. Er habe große Anlagen, vielen Anstand und wohlgewählte Redensarten. „Ja freilich,“ sagte die schelmische Polly heute sehr

witzig, „schöne Redensarten! Er hat dich ja einen Engel Gottes genannt.“ — „Und dich auch!“ rief Jenny ärgerlich. — „Ganz gut, ich ging mit in den Kauf,“ erwiederte ihr Polly, „aber dich sah er dazu an.“

Die Plaudereien und kindischen Neckereien meiner Töchter erwecken mir doch Besorgniß. Polly wächst heran, Jenny ist achtzehnjährig. Welche Aussichten habe ich, die armen Kinder versorgt zu sehen? Jenny ist ein wohlerzogenes, sittsames, hübsches Mädchen; aber ganz Crekrelade kennt unsere Armuth. Daher sind wir wenig geachtet, und es wird sich schwerlich ein Mann für Jenny finden. Ein Engel ohne Geld ist heutiges Tages nicht halb so viel werth, als ein Teufel mit dem Sack voller Guineen. Das Einzige hat Jenny von ihrem zarten Gesicht, es sieht sie Jedermann freundlicher an. Hat ihr doch sogar der Krämer Loster, als sie ihm das Geld brachte, ein Pfund Rosinen und Mandeln zum Geschenk gegeben und die Versicherung, er bedaure sehr, von mir das Geld nehmen zu müssen; aber er wolle mir wieder, wenn ich bei ihm Waaren nehme, bis Ostern kreditiren. So viel versprach er nicht einmal mir selbst.

Wenn ich mit Tode abginge, wer würde sich meiner armen verlassenen Kinder annehmen? — Wer? Nun, doch ihr Vater im Himmel. Sie sind

zum Glück so weit, daß sie irgendwo in Dienst treten können. Ich will mich nicht um das Künftige härmen.

Am 26. Dezember.

Das waren zwei saure Tage. Das Weihnachtsfest ist mir noch nie so schwer geworden. Ich hielt meine zwei Predigten in zwei Tagen fünfmal in vier verschiedenen Kirchen. Der Weg in die Dörfer war abscheulich, Wind und Wetter fürchterlich. Das Alter läßt sich in mir allmälig verspüren. Es geht nicht mehr so frisch und kräftig, wie ehemals. Freilich, Kohl und Rüben täglich, mager geschmalzt, — das Glas frischen Wassers dazu, geben nicht viel Nahrung.

Ich habe beide Tage beim Pächter Hurst zu Mittag gespeiset. Die Leute sind auf dem Lande doch bei weitem gastfreundlicher, als hier im Städtchen, wo seit einem halben Jahre Niemand daran gedacht hat, mich zu sich einzuladen. Ach, hätte ich meine Töchter bei mir am Tische haben dürfen! Welch ein Ueberfluß! Hätten sie am Weihnachtsfeste nur haben können, was von dem Ueberreste der Mahlzeit des Pächters Hunde bekamen! Nun, sie haben ja doch am Ende noch Kuchen bekommen, und leben jetzt, während ich schreibe, recht herrlich daran. Es war gut, daß ich den Muth hatte, als mir der Pächter und seine

Frau noch mehr zu essen aufdrangen, ihnen zu sagen: wenn sie es erlauben wollten, möchte ich meinen Töchtern das Schnittchen Kuchen mitbringen. Die herzguten Leutchen packten mir ein Säckchen voll, und liessen mich, weil es erbärmlich regnete, in ihrem Wagen nach Crekelade fahren.

Im Essen und Trinken zwar ist im Grunde wenig gelegen, wenn man nur hat, den Hunger und Durst nothdürftig zu stillen. Doch läßt sich nicht läugnen, es ist auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer. Das Flämmlein des Geistes bedarf des Oels in seiner Lampe.

Ich bin sehr müde. Meine Gespräche mit dem Pächter Hurst waren merkwürdig. Ich will sie morgen aufschreiben.

Am 27. Dezember.

Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß sich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müssen das auch lernen und sich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentsiegelt hin, das mir der vortreffliche Herr Fleetmann schickt. Ich thue es nicht auf, bis nach dem Mittagessen. — Meine Töchter sind Evenstöchter; sie sterben fast vor Neugier, zu wissen, was Herr Fleetmann schreibt.

Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen lauft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

In der That bin ich mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetmann nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung erhalten haben.

Wie doch Freude und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Alderman, Herrn Fieldson, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Wotton-Basset habe sich Schulden halber ums Leben gebracht. Ich hatte ihm vor eilf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner seligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Alderman beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine amtliche Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: „Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pences gekostet." Jenny überreichte mir mit freuderothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren voll eitel Seligkeit halb närrisch. Da schob ich ihre Messer und Scheeren zurück und sagte: „Nun, sehet ihr wohl, Kinder, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, wovon wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glückes ganz ausser Fassung. Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht, bis nach dem Mittagessen."

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich noth genug thue, als über Herrn Fleetmanns ausserordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur, zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. — Ich blieb aber bei meinem Ausspruche; die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demselben Tage Abends.

Die Lust hat sich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht vom Herrn Fleetmann, sondern vom Herrn Doktor Snart. Er kündigt mir, laut unserm bestehenden Vertrage, als Antwort auf meinen Brief, meine Stelle bis Ostern auf, womit unsere Rechnung für immer abgethan sei. Er meldet, ich könne mich bis dahin um eine andere Versorgung umsehen, und er habe deswegen mir nicht nur den Gehalt zu allfälligen Reisen vorausbezahlt, sondern auch dem neuen Vikar, als meinem Nachfolger, befohlen, falls ich nichts dawider hätte, meine kirchlichen Verrichtungen zu besorgen.

Also war das Geschwätz der Leute hier im Burgflecken doch nicht ungegründet, und so mag auch wahr sein, daß man sagt, der neue Vikar habe seine Anstellung darum so geschwind erhalten, weil er eine nahe Verwandtin des Doktors Snart, die, man wisse nicht von wem, schwanger sei, geheirathet habe. So verliere ich denn Amt und Brod wegen des Leichtsinns eines Mädchens, und werde mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgestellt, weil sich ein Mann gefunden, der meine Stelle mit einer Ehrvergessenheit erkaufen konnte.

Jenny und Polly wurden todtenbleich, als sie,

statt Herrn Fleetmann, den Rektor reden hörten, und im Päckchen, statt des reichen Geschenks der Erkenntlichkeit, den bittern letzten Gnadenlohn meiner vieljährigen Amtsgeschäfte fanden. Polly warf sich schluchzend auf den Stuhl, und Jenny ging hinaus. Meine Hand zitterte, in der ich den Brief und die förmliche Entlassung hielt. Ich aber ging in mein Kämmerlein, schloß es hinter mir zu, fiel auf meine Knie und betete, während Polly laut weinte.

Ich stand erquickt und beruhigt auf vom Gebete und nahm die Bibel. Und die ersten Worte, welche mir in die Augen fielen, waren: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ Jesajas, Kap. 43, Vers 1. — — Da verschwand alle Furcht aus meiner Brust; ich sah empor und sagte: „Ja, Herr, ich bin dein!“

Weil ich Polly nicht mehr weinen hörte, ging ich in die Stube zurück. Da ich aber sah, daß sie auf den Knien lag, betend, ihre gefaltenen Hände auf einen Stuhl gestützt, zog ich wieder zurück ins Kämmerlein, und machte die Thür leise zu, um die liebe Seele doch ja nicht zu stören.

Nach einiger Zeit hörte ich Jenny kommen. Nun begab ich mich zu meinen Töchtern. Sie saßen beide am Fenster. Ich sah an Jennys ver-

weinten Augen, daß sie ihrem Schmerz in der Einsamkeit Luft gemacht hatte. Sie blickten beide schüchtern zu mir auf. Ich glaube, sie fürchteten sich, in meinem Gesicht eine Spur der Verzweiflung wahrzunehmen. Wie sie aber sahen, daß ich ganz getrost und heiter kam, und sie lächelnd anredete, wurden beide wohlgemuth. Ich nahm den Brief und das Geld, indem ich dazu ein Liedchen pfiff, und trug es in mein Pult. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort von der Begebenheit. Ich mochte sie auch nicht berühren. Bei ihnen war es ein schonendes Zartgefühl, bei mir Furcht, mich vor meinen Kindern schwach zu zeigen.

Am 28. Dezember.

Es ist gut, daß man den ersten Sturm vorüberfahren lasse, ohne seine Verwüstungen allzugenau ins Auge zu fassen. Wir haben alle sehr ruhig die Nacht geschlafen. Nun sprechen wir von dem Brief des Doktors Snart, und von meiner Amtslosigkeit, wie von einer alten Geschichte. Wir machen allerlei Plane für die Zukunft. Das Bitterste in diesen Planen ist, daß wir Drei uns nothwendig für einige Zeit trennen müssen. Es läßt sich vor der Hand nichts Besseres thun, als daß Jenny und Polly suchen in ehrbaren Häusern Dienste zu bekommen, während ich mich auf Reisen

begebe, um irgendwo wieder ein Plätzchen und Brod für mich und meine Kinder zu finden.

Polly hat wieder ihre vorige gute Laune angenommen. Sie sucht wieder ihren Traum von der Bischofsmütze hervor, und belustigt uns damit. Sie zählt beinahe allzuabergläubig auf das Neujahrsgeschenk des Schicksals. Ich habe zuweilen wohl an den Traum gedacht, aber ich glaube nicht daran.

Sobald der neue Vikar, mein Nachfolger, in Crekelade angekommen sein wird, und er in die Geschäfte eintreten kann, übergebe ich ihm die Pfarrbücher und mache ich mich auf den Weg, mir ein anderes Brod zu suchen. Inzwischen schreibe ich heute nach Salisbury und Warmünster an ein paar alte Bekannte, daß sie trachten, meine Töchter als Köchinnen oder Näherinnen, oder Stubenmägde in achtbaren Familien unterzubringen. Jenny wäre auch eine gute Erzieherin für kleine Kinder.

In Crekelade lasse ich meine Töchter nicht; der Ort ist arm; die Leute hier sind unfreundlich, stolz, und haben eine widerliche kleinstädtische Art. Man spricht jetzt von nichts anderm, als dem neuen Vikar. Einige bedauern, daß ich fort muß. Ich weiß nicht, wem es vom Herzen geht.

Am 29. Dezember.

Ich habe heute an den Herrn Bischof nach Salisbury geschrieben, und ihm meine traurige, hilflose Lage, die Verlassenheit meiner Kinder und meine vieljährigen treuen Dienste im Weinberg des Herrn lebhaft dargestellt. Er soll ein menschenfreundlicher, frommer Mann sein. Gott regiere sein Gemüth! Unter den dreihundert und vier Kirchspielen der Landschaft von Wiltshire sollte doch wohl endlich noch ein kleines Winkelchen für mich zu finden sein! Ich verlange ja nicht viel.

Am 30. Dezember.

Die Bischofsmütze aus Polly's Traum soll bald erscheinen, sonst muß ich ins Gefängniß wandern. Nun, sehe ich wohl, ist das Gefängniß unvermeidlich.

Ich bin halb ohnmächtig, und strenge mich umsonst an, wieder den alten Heldenmuth zu gewinnen. Selbst zum inbrünstigen Gebet fehlt mir's an Kraft. Der Schreck ist zu groß.

Ja, das Gefängniß ist unausweichbar! Ich will es mir recht viel sagen, damit ich mich an meine Aussicht gewöhne.

Der Allbarmherzige erbarme sich meiner lieben

Kinder. Ich mag es, ich kann es ihnen nicht sagen. —

Vielleicht hilft mir noch ein früher Tod von der Schmach. Ich fühle mein Gebein zermalmt. Es ist Fieberfrost in meinen Gliedern. Ich kann nicht schreiben vor Zittern.

Einige Stunden nachher.

Nun bin ich schon gefaßter. Ich wollte mich in den Arm Gottes werfen und beten. Aber mir ward nicht wohl. Ich legte mich auf's Bett. Ich glaube, ich habe geschlafen; vielleicht auch bin ich ohnmächtig gewesen. Es sind seitdem drei Stunden vergangen. Die Töchter haben meine Füße mit Kissen bedeckt. Ich bin am Körper matt, aber doch ist mein Herz wieder frisch. Alles, was geschehen ist, was ich gehört habe, schwebt mir wie Traum vor.

Also der Fuhrmann Brook hat sich doch erhenkt. Der Herr Alderman Fieldson ließ mich berufen, und gab mir die Botschaft. Er hatte ein obrigkeitliches Schreiben, nebst der Anzeige von meiner Bürgschaft, und daß Brook eine ungeheure Schuldenmenge hinterlassen habe. Er erinnerte mich, darauf zu denken, dem Tuchhändler Withiel zu Trowbridge wegen der hundert Pfund Sterling Genüge zu leisten.

Herr Fieldson hatte wohl Ursache, mich aufrichtig wegen dieses unerwarteten Ereignisses zu bedauern. Großer Gott! Hundert Pfund Sterling! Wie soll ich die aufbringen? Wenn man mir und meinen Kindern alle Habschaft nimmt, ist sie beim Verkauf keine hundert Schilling werth. Brook galt sonst für einen rechtschaffenen und sehr reichen Mann. Ich dachte nicht, daß es so mit ihm enden würde. Das Vermögen meiner Frau verschwand während ihrer langwierigen Krankheit; mußte ich doch zuletzt die Aecker, die sie zu Bradford geerbt hatte, unter dem Preise verkaufen. Jetzt bin ich Bettler. Ach, könnte ich nur noch freier Bettler sein! — Ich muß in's Gefängniß wandern, wenn Herr Withiel nicht großmüthig ist. An Zahlung ist nicht zu denken. — —

An demselben Tage Abends.

Ich schäme mich meiner Schwachheit. In Ohnmacht fallen! verzweifeln! Pfui! Und doch an eine Vorsehung glauben! Und ein Priester Gottes sein! Pfui!

Doch nun habe ich Alles wieder gutgemacht, und gethan, was ich sollte. Den Brief an Herrn Withiel zu Trowbridge habe ich auf die Post getragen. Ich habe ihm mein Unvermögen, die eingegangenen Bürgschaftsverpflichtungen zu er-

füllen, ehrlich angezeigt, und daß ihm freistehe, mich in den Schuldthurm führen zu lassen. Hat der Mann menschliches Gefühl, so wird er Mitleiden fühlen; wo nicht, so lasse ich mich hinschleppen, wohin er will.

Als ich von der Post kam, stellte ich den Muth meiner Kinder auf die Probe. Ich wollte sie auf das Böseste vorbereiten. Ach, die Mädchen dachten männlicher, als der Mann, und christlich-größer, als der Priester.

Ich erzählte ihnen von Brooks Tode, von meiner Bürgschaft, von den möglichen Folgen derselben. Beide hörten mir ernst und ängstlich zu.

„In's Gefängniß?" sagte Jenny leise weinend und nahm mich in ihre Arme: „Ach, du guter, armer Vater! — Nichts hast du verbrochen, und mußt so vieles dulden. Aber ich gehe nach Trowbridge; ich werfe mich zu Withiels Füßen; ich stehe nicht auf, bis er dich freispricht."

„Nein," rief Polly schluchzend, „thu es nicht! Kaufleute sind Kaufleute. Sie lassen für deine Thränen von der Schuld des Vaters keinen Farthing nach. Ich gehe zum Tuchhändler und verdinge mich ihm auf Lebenszeit bei Wasser und Brod zur wahren Leibeigenen, bis ich durch meine Arbeit die Schuld des Vaters abgethan habe."

Unter solchen Planen wurden Beide allmälig ruhiger. Aber sie sahen endlich auch das Eitle ihrer Hoffnungen ein. Zuletzt sagte Jenny: „Wozu doch alle diese fruchtlosen Entwürfe? Erwarten wir die Antwort des Herrn Withiel. Will er grausam sein, so sei er's. Gott ist ja auch im Gefängnisse. Vater, geh du in's Gefängniß. Vielleicht hast du es besser da, als jetzt mit uns in dem Elend unsers Lebens. Geh, denn du gehest ohne Schuld. Schande ist dabei für dich nicht. Wir Beide aber verdingen uns als Mägde, und mit unserm Lohn wollen wir dir alle Bequemlichkeiten verschaffen. Zuletzt schäm' ich mich auch des Bettelns nicht. Für einen Vater betteln zu gehen, ist etwas Heiliges und Schönes. Von Zeit zu Zeit kommen wir und besuchen dich. Du sollst gut verpflegt werden. Wir wollen uns nicht mehr fürchten."

„Jenny, du hast Recht!" sagte Polly: „Wer sich fürchtet, glaubt an keinen Gott. Ich fürchte mich nicht. Ich will recht froh sein, so froh, wie ich's sein kann, getrennt vom Vater und von dir."

Solche Reden erhoben mein Herz. Fleetmann hatte beim Abschiede Recht, daß er sagte, ich hätte zwei Engel des Herrn zur Seite.

Am Sylvester-Tage.

Das Jahr ist geendet. Ich danke dem Himmel, es war, mit Ausnahme einiger Stürme, ein herrliches, freudenreiches Jahr! Zwar hatten wir oft kaum satt zu essen — doch wurden wir satt. Zwar kamen zu meinem elenden Gehalt oft bittere Sorgen; allein die Sorgen sogar brachten ihre Freuden. Nun freilich habe ich kaum so viel Vermögen, um mir und meinen Kindern das Leben noch ein halbes Jahr lang zu fristen; allein wie viele Menschen haben nicht so viel, und wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben! Meine Stelle habe ich freilich verloren; — bin in meinen alten Tagen ohne Amt und Brod; — es ist möglich, daß ich künftiges Jahr im Gefängnisse wohnen muß, getrennt von meinen guten Töchtern. Allein Jenny hat Recht: Gott wohnt auch im Gefängnisse!

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle, und schlechten Seelen ist selbst im Himmel kein Himmel. Ich bin sehr glücklich.

Wer entbehren kann, ist reich. Ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. Erst wenn man, was die Leute Schande und Ehre zu nennen pflegen, gleichgültig ansehen kann, ist man recht ehrwürdig. Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. Ich verstehe das Evan-

gelium von Christo täglich besser, seit ich es in der Schule des Schicksals lese. Die Gelehrten zu Oxford und Cambridge kommentiren nur Buchstaben, den Geist nicht. Die Natur ist die beste Auslegung des Evangeliums.

Mit diesen Betrachtungen schliesse ich heut das Jahr.

Es ist mir sehr lieb, daß ich seit einigen Jahren dies Tagebuch fortsetze. Jeder Mensch sollte ein solches halten. Man lernt aus sich selbst mehr, als aus den gelehrtesten Büchern. Wenn man sich durch Niederzeichnung seiner Gedanken und Empfindungen gleichsam täglich selbst abmalt, sieht man am Ende des Jahrs, wie viel Gesichter man hat. Der Mensch ist sich in keiner Stunde gleich. Wer da sagt, er kenne sich selbst, hat nur Recht in dem Augenblick, da er es von sich sagt. Denn da fühlt er sich. Wenige wissen, was sie gestern waren; noch Wenigere, was sie morgen sein werden.

Auch dazu ist dns Tagebuch gut, daß man festeres Vertrauen auf Gott und Vorsehung gewinne. Die ganze Weltgeschichte lehrt das nicht so lebendig, als die Geschichte der Gesinnungen, Urtheile und Gefühle von einem einzigen Menschen binnen zwölf Monaten.

Ich habe auch dies Jahr die Wahrheit des Erfahrungssatzes bestätigt gefunden: ein Un-

glück kommt selten allein; — aber wenn die Uebel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden. Daher bin ich, mit Ausnahme der ersten Erschütterungen, wirklich am vergnügtesten, wenn es am ärgsten geht; denn ich freue mich schon auf das Bessere, was nachkommt, und lache, weil mich nichts anfechten kann. Hinwieder bin ich, wenn Alles nach Wunsch geht, ängstlich und schüchtern, und mag mich nicht der Freude sorglos hingeben. Denn ich traue dem Frieden nicht. Das ist das empfindlichste Uebel, von dem man sich überraschen läßt. Auch ist es wahr, daß jedes Unglück in der Ferne furchtbarer scheint, als es ist, wenn man es hat. Gewitterwolken sind in der Nähe nie so schwarz, als wenn sie aus der Ferne heranziehen.

Ich habe bei allen bösen Vorfällen mir's zur Gewohnheit gemacht, blitzschnell zu denken: welches können für mich die nachtheiligsten Folgen davon sein? — Dann mache ich mich ohne anders auf's Aeusserste gefaßt, und es kömmt selten.

Auch das finde ich gut. Ich spiele zuweilen wohl mit Hoffnungen, aber ich lasse die Hoffnungen nicht mit mir spielen. Die Hoffnungen im Zaum zu halten, denke ich nur, wie selten das Glück mir wohl will. Dann weichen alle Gaukeleien zurück, als ob sie sich vor mir schämten.

Weh dem, der ein Spiel seiner Hoffnungen ist! Er geht tanzenden Irrwischen in die Sümpfe nach.

Am Neujahrstage 1765, des Morgens.

Eine wunderliche und traurige Begebenheit eröffnet dieses Jahr. Folgendes ist der Hergang der Sache.

In der Frühe um sechs Uhr, da ich im Bette liegend über meine heutige Predigt nachdachte, hörte ich an der Hausthür pochen. Polly war schon in der Küche. Sie sprang hinaus, die Thür zu öffnen und nachzusehen. So frühe Besuche sind bei uns ungewöhnlich. Es trat ihr in der Dunkelheit des Morgens eine Mannsperson entgegen, die eine große Schachtel in dem Arm hielt und an Polly übergab mit den Worten: „Herr — (den Namen verstand Polly nicht) übersendet dem Herrn Vikar die Schachtel, und er möchte Sorgfalt haben für den Inhalt."

Polly nahm mit freudiger Bestürzung die Schachtel. Der Träger derselben entfernte sich. Polly klopfte leise an meine Kammerthür, um zu hören, ob ich wache. Sie kam auf mein Antworten, und wünschte mir mit dem guten Morgen zugleich das gute Jahr, und setzte lachend hinzu: „Siehst du, Väterchen, daß Polly prophetische Träume haben kann? Hier ist die verkündete Bi-

schofsmütze!" Nun erzählte sie, wie man ihr das Neujahrgeschenk für mich übergeben habe. Es verdroß mich, daß sie nicht bestimmter nach dem Namen des unbekannten Gönners oder Wohlthäters gefragt habe.

Während sie hinausging, die Lampe anzuzünden und Jenny aus dem Bette zu rufen, kleidete ich mich an. Ich läugne nicht, daß ich von Neugier brannte. Denn bisher waren die Neujahrgeschenke für den Vikar in Crekelade eben so unbedeutend als selten gewesen. Ich vermuthete, mein Gönner, der Pächter, dessen Wohlgefallen ich erworben zu haben schien, wolle mich mit einer Schachtel voll Kuchen überraschen, und bewunderte seine Bescheidenheit, mir das Geschenk zu übersenden, ehe es Tag geworden.

Als ich in's Wohnzimmer trat, standen Polly und Jenny schon vor dem Tische bei der Schachtel, die sorgfältig versiegelt, mit einer Adresse an mich versehen und von ganz ungewöhnlicher Größe war, wie ich noch nie dergleichen Schachteln gesehen hatte. Ich hob sie, und fand sie ziemlich beschwert. Im Deckel waren zwei sauber geschnittene runde Löcher.

Ich öffnete mit Jenny's Hilfe die Schachtel sehr behutsam, weil mir der Inhalt zur sorgfältigen Behandlung empfohlen war. Ein feines weißes Tuch ward abgedeckt, und siehe da — —

nein, unser Erstaunen ist nicht zu beschreiben. Wir riefen Alle, wie aus einem Munde: „Mein Gott!"

Da lag ein junges Kind, etwa sechs oder acht Wochen alt, schlummernd, in das feinste Linnen mit rosenfarbenen Seidenbändern zierlich eingefäscht. Es ruhte mit dem Köpfchen auf einem weichen blauseidenen Kissen, und war mit einem Bettdeckchen wohlgedeckt. Die Decke, so wie das Häubchen des Kindes, waren mit den kostbarsten Brabanter Spitzen besetzt.

Wir standen einige Minuten lang stumm betrachtend da. Endlich brach Polly in ein närrisches Gelächter aus und rief: „Was wollen wir damit anfangen? Das ist keine Bischofsmütze!" Jenny berührte schüchtern mit der Fingerspitze die Wange des schlafenden Kindes, und sagte mitleidig: „Du armes Geschöpf, hast du keine Mutter, oder darfst du keine Mutter haben? — Großer Gott, ein so liebenswürdiges, hilfloses Wesen verstoßen! — Und sieh nur, Vater, sieh nur, Polly, wie ruhig und vertrauensvoll es schläft, um sein Unglück unbekümmert, als wenn es fühlte, es läge in Gottes Hand. Schlaf nur, du armes, verstoßenes Wesen! Deine Aeltern sind vielleicht zu vornehm für dich armes Geschöpf, und zu glücklich, um ihr Glück durch dich stören zu lassen. Schlaf nur, wir verstoßen dich nicht. Man hat dich an den rechten Ort getragen. Ich will deine Mutter sein."

Wie Jenny so sprach, fielen ein paar große Thränen aus ihren Augen. Ich nahm das fromme, weichherzige Mädchen an meine Brust und sagte: „Sei Mutter! Die Stiefkinder des Schicksals kommen zu den Stiefkindern. Gott prüft unsern Glauben, — nein, er prüft ihn nicht, er kennt ihn schon. Darum mußte uns das verstoßene, kleine Geschöpf zugetragen werden. Zwar wissen wir selbst, wie uns in den nächsten Tagen das Leben fristen. Aber der weiß es, welcher uns zu Aeltern dieser Waise machte."

Also entschieden wir uns kurz. Das Kind schlief fort und fort sanft. Unterdessen erschöpften wir uns in Muthmaßungen über seine Aeltern, die wir ohne Zweifel kennen mußten, weil die Schachtel, laut Aufschrift, mir zugeschrieben war. Polly wußte uns leider vom Träger nicht mehr zu sagen, als sie schon erzählt hatte. Nun, während das kleine Wesen süß schlummerte, und ich meine heutige Neujahrspredigt von der Macht der ewigen Vorsehung durchlief, beriethen sich meine Töchter über die Pflege des armen Ankömmlings. Polly freuete sich kindisch; Jenny schien sehr bewegt zu sein. Mir war es, als wenn ich mit dem Anfang des neuen Jahres in eine Zeit der Wunder träte, und — sei es Aberglauben, oder nicht — als wenn das Kindlein ein mir zugesandter Schutzgeist in der Noth wäre. Ich kann nicht ausspre-

chen, wie heiter ich athmete, wie stillselig meine Gefühle waren.

An demselben Tage Abends.

Sehr erschöpft und müde von meinem heiligen Tagwerk kam ich nach Hause. Bei dem äusserst verdorbenen Wege mußte ich doch meine Wanderung auf dem Lande zu Fuß machen. Aber dafür erquickte mich bei der Heimkunft manche frohe Nachricht, die Freude meiner Töchter, das frohe Stübchen. Mir stand der Tisch gedeckt, und auf demselben eine Flasche Wein zur Stärkung. Es war Neujahrgeschenk von unbekannter, gütiger Hand.

Vor Allem freuete mich der Anblick des muntern Kindes in Jenny's Arm. Polly wies mir die schönen Bettchen unsers Pfleglings, das Dutzend feiner Windeln, die wunderschönen Hauben und Nachtärmelchen, welche in der Schachtel gewesen waren, dann ein versiegeltes Geldpäckchen, mit der Aufschrift an mich, das man zu Füßen des Kindes gefunden hatte, als es erwachte und herausgenommen war.

Begierig, von der Herkunft meines kleinen, unbekannten Hausgenossen etwas zu erfahren, eröffnete ich das Päckchen. Es enthielt eine Rolle

mit zwanzig Guineen, und einen Brief, der folgendermaßen lautet:

„Vertrauensvoll auf Ew. Wohlehrwürden Frömmigkeit und Menschenliebe, übergeben Ihnen unglückliche Aeltern ihr theures Kind zur Pflege. Verlassen Sie dasselbe nicht. Wir werden einst, wenn wir uns Ihnen entdecken dürfen, dankbar sein. Wir werden auch, was Sie unserm Kinde leisten, aus der Ferne mit unverwandtem Blicke beobachten. — Der liebe Knabe heißt Alfred. Er ist schon getauft. Das Kostgeld für das erste Vierteljahr liegt beigeschlossen. Pünktlich wird Ihnen von drei Monaten zu drei Monaten die gleiche Summe ausbezahlt werden. Nehmen Sie sich des Kindes an. Wir empfehlen es der Zärtlichkeit Ihrer edeln Jenny."

Polly, als ich den Brief las, sprang hoch auf vor Freuden, und rief: „Da haben wir die Bischofsmütze! Gütiger Himmel, wie reich werden wir plötzlich! Nun fahre hin, armselige Vikarstelle! — Doch, ich sollte mich eigentlich nicht einmal so freuen. Nein, der Brief hätte doch wohl auch der edeln Polly Erwähnung thun können."

Wir lasen den Brief wohl zehnmal. Wir traueten unsern Augen beim Anblick des vielen Goldes auf dem Tische nicht. Welch ein Neujahrgeschenk! Der schwersten Sorgen um unsere Zu-

kunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie seltsame, unbegreifliche Weise! Ich sann vergebens die Reihe von Menschen durch, die ich kannte, um unter denselben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, seines Kindes Dasein verheimlichen zu müssen, oder der solche Belohnungen für einen christlichen Liebesdienst gewähren könnte. Ich sinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müssen die vornehmen Aeltern mich und die Meinigen genau kennen.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Am 2. Januar.

Das Glück überhäuft mich mit seinen Schätzen. Diesen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Geld von der Post mit zwölf Pfund Sterling, nebst einem Brief von Herrn Fleetmann. Es ist zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm sehr gut gegangen sein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergessen hat, seinen Aufenthaltsort zu nennen. Verhüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich Herrn Withiel Brooks Schuld nach und nach in Fristen ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern sagte, Herr Fleetmann habe geschrieben, war ein neues Fest. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny ward roth, und Polly sprang lachend zu ihr und hielt ihr beide Hände vor das Gesicht. Da that Jenny, als wäre sie recht böse auf das kindische Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann ist ein Schwärmer. Er sagt mir Schmeicheleien, die ich nicht verdiene. Alles ist bei ihm überspannt. So auch, was er von der guten Jenny schreibt. Das arme, bescheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht ansehen. Indessen ist die Stelle, sie betreffend, merkwürdig. Sie lautet also:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hause ging, ward mir, als ging ich aus meines Vaters Hause wieder in das wüste Leben hinaus. Ich vergesse Sie zeitlebens nicht; zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch sehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer christlichen Demuth, in Ihrer patriarchalischen Seelenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verkläret? — Ich werde ewig mes

Augenblicks gedenken, da sie mir die zwölf Schilling gab; ewig, wie sie mir tröstend sprach. — Verwundern Sie sich nicht, ich habe die zwölf Schilling noch. Ich gebe sie um tausend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, seit ich athme, nie glücklicher und unglücklicher gewesen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdseligen Töchtern, wenn sich dieselben meiner noch erinnern mögen."

Aus diesen Zeilen zu schliessen, gedenkt er wieder nach Crekelade zu kommen. Es wäre mir lieb! ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Mensch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit sein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarschaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes scheint er zu sein; doch hat er gewiß ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat heute schon Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbürger besser fertig, als ich vermuthen konnte. Aber es ist auch ein schönes Kind. Wir haben ihm eine zierliche Wiege gekauft und alle kleinen Bedürfnisse angeschafft in Fülle. Die Wiege steht neben Jenny's Bette. Sie wacht Tag und Nacht wie ein Schutzgeist über ihren zarten Pflegesohn.

Am 3. Januar.

Heute stieg der Herr Vikar Bleching mit seiner jungen Frau Gemahlin im Wirthshause ab, und ließ mich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm. Er ist ein angenehmer Mann, der viel Höflichkeit hat Er eröffnete mir, daß er mein erwählter Nachfolger im Amte sei; daß er wünsche, seine Stelle, wenn ich nichts dagegen habe, sogleich einzunehmen; daß ich inzwischen das Pfrundgebäude bis Ostern bewohnen könne; er werde einstweilen im Hause des Herrn Alderman Fieldson einige für ihn bereitete Zimmer beziehen.

Ich erwiederte: Wenn es ihm Vergnügen mache, wolle ich ihm alle Amtsgeschäfte sogleich übergeben, um desto mehr Freiheit zu haben, mich nach einem andern Dienst umzuthun. Nur wünsche ich, in den Kirchen, in denen ich so lange Jahre das Wort des Herrn verkündigt habe, meinen bisherigen Zuhörern eine Abschiedspredigt halten zu können.

Darauf versprach er, Nachmittags zu mir zu kommen, um den Zustand des Pfrundhauses zu besichtigen. Er ist wirklich mit seiner Gemahlin und dem Herrn Alderman am Nachmittage gekommen. Die junge Frau ist hochschwanger. Sie scheint etwas stolz und von vornehmer Abkunft zu sein; denn es war ihr im ganzen Hause nichts recht, und meine Töchter würdigte sie kaum eines

Blickes. Als sie den kleinen Alfred in der Wiege sah, wandte sie sich zu Jenny und fragte: „Sind Sie schon verheirathet?“ Die gute Jenny ward blutroth im Gesicht und schüttelte verneinend das Köpfchen, indem sie etwas leise dazu stammelte. Ich mußte dem armen Mädchen aus der Verlegenheit helfen. Frau Bleching hörte meine Erzählung mit großer Neugier an, und verzog den Mund und drehte mir den Rücken zu. Ich fand das sehr unanständig, sagte aber nichts. Als ich zu einer Tasse Thee einlud, ward mir's abgeschlagen. Der Herr Vikar scheint den Winken seiner jungen Gemahlin unbedingt gehorchen zu müssen.

Wir waren recht froh, des Besuches los zu werden.

Am 6. Januar.

Herr Withiel ist ein trefflicher Mann, seinem Briefe nach zu urtheilen. Er bedauert mich wegen meiner unglücklichen Bürgschaft, und spricht mir mit der Erklärung Trost zu, daß ich der Zahlung wegen in keine Unruhe gerathen solle, und wenn ich ihn auch erst in zehn Jahren oder nie zahlen könne. Er scheint mit meinen häuslichen Umständen bekannt zu sein, denn er spielt darauf sehr schonend an. Er hält mich für einen ehrlichen Mann; das freut mich am meisten. Auch soll er

sich nicht geirrt haben. Ich werde nun selbst, sobald ich kann, nach Trowbridge reisen, und ihm Fleetmanns zwölf Pfund Sterling auf Abschlag meiner ungeheuern Schuld bringen.

Wenn Jenny schon versichert, sie schlafe bei dem kleinen Alfred gut, er halte sich des Nachts sehr ruhig, und er erwache regelmäßig nur einmal, da sie ihm denn zu trinken geben müsse aus seiner kleinen Schale: so macht mich das Mädchen doch etwas besorgt. Sie ist beiweitem nicht mehr so lebhaft, wie ehemals, obgleich sie weit heiterer und glücklicher zu sein scheint, denn da wir noch jeden Tag Nahrungskummer litten. Zuweilen bei ihrem Nähzeuge sitzt sie stumm und unbeweglich, mit offenen Augen träumend da, die sonst fleißigen Hände nachlässig in den Schoos hingesunken. Wenn man sie dann anredet, schrickt sie auf, und muß sich besinnen, was gesagt worden ist. Offenbar kommt dies von der Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe, ob sie es dennoch nicht Wort haben will. Am Tage ein Schläfchen zu halten, dazu ist sie nicht zu bewegen. Auch behauptet sie, es sei ihr gar wohl.

Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so eitel wäre. Fleetmanns Lobreden haben ihr ohne Zweifel nicht mißfallen; denn sie hat mir seinen Brief abgefordert, um ihn noch einmal zu lesen. Sie hat ihn mir noch nicht wiedergegeben, und behält ihn

in ihrem Arbeitskorb. Meinethalben, das eitle Ding!

Am 8. Januar.

Meine Abschiedspredigt war von den Thränen der meisten Zuhörer begleitet. Nun erst sehe ich, daß ich doch den Gemeinden lieb war. Man hat mir von allen Seiten viel Verbindliches gesagt, und mich mit Geschenken überhäuft. Nie habe ich so viele Lebensmittel und Leckerbissen aller Art und so viel Wein im Hause gehabt, als jetzt. Hätte ich ehemals nur den hundertsten Theil davon an manchem Nothtage besessen, ich würde mich für überglücklich gehalten haben. Jetzt schwimmen wir wirklich im Ueberflusse. Aber ein guter Theil davon ist auch schon wieder ausgewandert. Ich kenne einige arme Familien in Crekelade, und Jenny kennt deren noch mehr, als ich. Die lieben Leute freuen sich nun mit uns.

Ich fühlte mein Innerstes von jener Predigt tief angegriffen. Unter Thränen hatte ich sie geschrieben. Es war ja ein Scheiden von meiner ganzen bisherigen Welt, von meinem Berufe, von meiner Bestimmung. Ich bin hinweggestoßen aus dem Weinberge, wie ein unnützer Knecht, und habe doch gearbeitet, nicht wie ein Miethling, und habe manche edle Rebe gepflanzt, manches verderbliche Reis hinweggeschnitten. Ich bin hinweg-

gestoßen aus meinem Weinberge, wo ich Tag und Nacht gesorgt und gewacht; gelehrt, ermahnt, getröstet, gebetet habe. Ich wich von keinem Krankenbette; ich stärkte Sterbende im letzten Kampfe mit der heiligen Hoffnung; ich ging den Sündern nach; ich ließ die Armen nicht einsam; ich rief die Verlorenen wieder auf den Weg des Lebens. Ach, diese Seelen alle, die wie an meine Seele geknüpft waren, sind von mir losgerissen — warum sollte mein Herz nicht bluten? — Aber Gottes Wille geschehe!

Gern würde ich mich nun dem Herrn Doktor Snart erbieten, das Vikariat ohne allen Lohn beizubehalten, wenn mein Nachfolger nicht das Amt schon übernommen hätte! Ich bin der Armuth von Kindesbeinen an gewohnt, und die Sorgen haben mich nicht verlassen, seit ich aus den Kinderschuhen trat. Ich habe für mich und meine Töchter an Alfreds Kostgeld Ueberfluß. Wir können für späte Jahre zurücklegen und sammeln, und uns mit unserer einfachen Nahrung begnügen. Ich wollte ja nicht mehr seufzen über Wind und Wetter, die über mein graues Haar gehen, wenn ich meinen Gemeinden noch das Gotteswort zutragen könnte.

Es sei! Ich will nicht murren. Die Thräne, welche auf dies Blatt fällt, ist keine Thräne der Unzufriedenheit. Ich flehe nicht um Reichthum

und gute Tage, und habe noch nie darum gefleht. Aber, Herr, Herr! verstoße Deinen Knecht nicht auf immerdar aus Deinem Dienste, wenn auch seine Kräfte gering sind. Laß mich wieder eingehen in Deinen Weinberg, und unter Deinem Segen Seelen gewinnen.

Am 13. Januar.

Meine Reise nach Trowbridge ist über alle Erwartung gut ausgefallen. Ich kam spät Nachts mit müden Füßen an in dem alten, freundlichen Städtlein, und konnte mich des Morgens erst spät vom Schlafe ermuntern. Nachdem ich mich sauber gekleidet hatte — seit meinem Hochzeittage ging ich nicht so zierlich; die gute Jenny hatte für ihren Vater töchterlich gesorgt — verließ ich das Wirthshaus und ging zum Herrn Withiel. Er wohnt in einem prächtigen, großen Hause.

Er empfing mich anfangs etwas kalt; da ich aber meinen Namen nannte, führte er mich in sein kleines, doch schönes Arbeitsgemach. Hier dankte ich ihm nun für seine große Güte und Nachsicht; erzählte, wie ich zu der Bürgschaft gekommen, und welche harte Schicksale ich bisher getragen. Dann wollte ich ihm meine zwölf Pfund Sterling auf den Tisch legen.

Herr Withiel sah mich lächelnd und mit einer

Art Rührung lange schweigend an, reichte mir dann seine Hand, schüttelte die meinige und sagte: „Ich kenne Sie schon. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt. Sie sind ein Biedermann. Nehmen Sie Ihre zwölf Pfund wieder zu sich. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie in Ihren Umständen des Neujahrgeschenks zu berauben. Lieber füge ich eins bei, das Sie wohl so gütig sind, mir zum Andenken zu nehmen."

Er stand auf, holte aus einem andern Zimmer eine Schrift, schlug sie auf und sagte: „Sie kennen doch diese Bürgschaft und Ihre Unterschrift noch? Ich gebe sie Ihnen und Ihren Kindern." Er riß das Papier in der Mitte durch und legte es in meine Hand.

Ich konnte keine Worte finden, so bestürzt war ich. Meine Augen wurden naß. Er sah wohl, daß ich ihm gern danken wollte und nicht konnte. Er sagte: „Still, still! Kein Silbchen mehr, ich bitte Sie; das ist der einzige Dank, den ich von Ihnen verlange. Ich hätte dem unglücklichen Brook gern die Schuld geschenkt, würde er sich nur offen an mich gewendet haben."

Ich kenne keinen großmüthigern Mann, als Herrn Withiel. Er war allzugütig. Ich mußte ihm viel von meinem bisherigen Zustande erzählen. Es stellte mich darauf seiner Gemahlin und seinem Herrn Sohn vor. Er ließ aus dem Wirthshau-

mein Bündlein holen, worin ich die alten Kleider hatte, und behielt mich in seinem Hause. Es war fürstliche Bewirthung. Das Zimmer, in welchem ich des Nachts schlief, die Teppiche, die Betten waren so prachtvoll und köstlich, daß ich mich beinahe fürchtete, davon Gebrauch zu machen.

Am folgenden Tage ließ mich Herr Withiel in seiner schönen Kutsche nach Crekelade zurückführen. Ich schied mit tiefbewegtem Herzen von meinem Wohlthäter. Meine Kinder weinten mit mir vor Freuden, als ich ihnen die Bürgschaft zeigte: „Seht, dies leichte Papier war noch die schwerste Bürde meines Lebens, und sie ist großmuthvoll vernichtet. Betet für das Leben und die Glückseligkeit unsers Erretters!“

Am 16. Januar.

Gestern war der denkwürdigste Tag meines Lebens.

Wie wir Vormittags im Zimmer beisammensaßen, und ich den kleinen Alfred wiegte, Polly aus einem Buche vorlas und Jenny am Fenster saß und nähte, sprang Jenny plötzlich vom Stuhl auf, und sank todtenbleich zurück. Wir waren Alle erschrocken, und fragten, was ihr geschehen sei. Sie erzwang ein Lächeln und sagte: „Er kommt!“

Indem ging die Thür auf, und in zierlichen

Reisekleidern trat Herr Fleetmann herein. Wir begrüßten ihn Alle recht herzlich, und freuten uns, ihn so unerwartet bald und, wie es scheine, in bessern Umständen wiederzusehen, als das erste Mal. Er umarmte mich; er küßte Polly; er verneigte sich gegen Jenny, die sich noch nicht vom Schrecken erholen konnte. Ihre Bläße entging ihm nicht. Er fragte sehr bekümmert um ihr Befinden. Polly erklärte ihm Alles. Dann küßte er Jenny's Hand, als wolle er abbitten, ihr das Schrecken verursacht zu haben. Es hatte nicht viel damit zu sagen; denn das arme Mädchen glühte bald wieder, wie eine kaum aufgebrochene junge Rose.

Ich befahl, Wein und Kuchen zu bringen, meinen Gast und theuern Wohlthäter stattlicher, als das erstemal, zu bewirthen. Aber er lehnte es ab; er könne nicht lange bei uns verweilen; er habe Gesellschaft bei sich im Wirthshause. Doch auf Jenny's Bitten gehorchte er, und setzte sich, um den Wein mit uns zu theilen.

Da er von der Gesellschaft, mit der angekommen sei, sprach, glaubte ich, er sei mit einer Gesellschaft Komödianten, und fragte, ob sie hier in Crekelade zu spielen gedächten; der Ort wäre doch zu armselig. Er lachte laut auf, und sagte: „Wohl, eine Komödie spielen wollen wir, doch ganz unentgeldlich." — Polly war vor Freuden ausser sich; denn sie hatte schon lange gewünscht, ein Schau-

spiel zu sehen. Sie sagte es auch sogleich zu Jenny, die den Wein und Kuchen brachte. Polly fragte: „Haben Sie viel Komödianten mit sich, Herr Fleetmann?“ — Er antwortete: „Einen Herrn und ein Frauenzimmer, aber treffliche Spieler!“

Jenny schien voll ungewöhnlichen Ernstes. Sie senkte einen düstern und schweren Blick auf Fleetmann, und fragte ihn: „Sie — auch Sie werden auftreten?“ — Sie sagte das mit der ihr eigenen leisen und doch Mark und Bein durchzitternden Stimme, die ich nur selten, aber immer in den ernstesten Lebenstagen hörte, wenn es eine Entscheidung über unser Wohl und Weh galt.

Auch den armen Fleetmann erschütterte dieser wunderbare Ton des Gerichtsengels. Er sah mit eben so ernstem Blicke zu ihr hinüber, schien mit sich selbst wegen der Antwort zu kämpfen — trat endlich einen Schritt näher zu ihr und antwortete: „Miß, bei meinem und Ihrem Gott, darüber können nur Sie entscheiden!“

Jenny senkte die Augen. Er sprach fort. Sie antwortete. Ich weiß nicht, was die Leute trieben. Sie sprachen; Polly und ich hörten ganz aufmerksam zu; wir Beide verstanden kein Wort, oder vielmehr, wir hörten Reden ohne Sinn. Und doch schienen Fleetmann und Jenny nicht nur, was sie sagten, wohl zu begreifen, sondern, was mir am sonderbarsten vorkam, Fleetmann schien von Jenny's

Antworten angegriffen zu sein, wiewohl sie wahre Nichtswürdigkeiten enthielten. Fleetmann faltete zuletzt die Hände wie zum Gebet inbrünstiglich, sah sogar mit thränenhellen Augen gen Himmel, und sagte wie mit einer schrecklichen Verzichtung: „Dann bin ich unglücklich!“

Polly hielt es endlich nicht mehr aus. Mit einer komischen Behendigkeit sah sie Eins um's Andere an, und rief endlich: „Ich glaube wahrhaftig, ihr Beide fanget die Komödie schon an.“

Er drückte Polly's Hand mit Heftigkeit, und sagte: „Ach, daß es wahr wäre!“

Ich machte dem Wirrwarr ein Ende, goß Wein für Alle ein, und wir tranken zum Wohl unsers Wohlthäters. Fleetmann sagte, indem er anstieß, zu Jenny: „Miß, im Ernst, mein Wohl?“ — Sie legte die Hand auf ihre Brust, schlug die Augen nieder und trank.

Da ward Fleetmann plötzlich heiter. Er ging zur Wiege, betrachtete das Kind darin, und als ihm Polly und ich die Begebenheit erzählt hatten, sagte er lächelnd zu Polly: „Sie haben mich also nicht erkannt, da ich Ihnen das Neujahrgeschenk überreichte?“

Wir Alle riefen mit unglaublichem Erstaunen: „Wer? Sie?“

Nun erzählte er ohngefähr folgendermaßen: „Ich heiße nicht Fleetmann, sondern ich bin Ba-

ronet Cecil Fayrford. In einem unseligen, vieljährigen Prozesse hielt meines Vaters Bruder, gestützt auf ältere, zweideutige Verträge, mir und meiner Schwester das gesammte Vermögen unsers verstorbenen Vaters zurück. Wir lebten bis dahin nur kümmerlich von dem, was unsere früher verstorbene Mutter von ihrem wenigen Eigenthum hinterlassen hatte. Meine Schwester litt dabei am meisten von der Tirannei des Oheims, der ihr Vormund war. Derselbe hatte sie schon dem Sohne eines seiner vertrautesten und mächtigsten Freunde zur Gemahlin bestimmt, meine Schwester hingegen sich heimlich dem jungen Lord Sandom zugesagt, dessen Vater aber damals noch lebte, der wider diese Vermählung war. Ohne Vorwissen des Oheims und des alten Lords geschah die Vermählung dennoch in geheimnißvoller Stille. Aber die Frucht dieser Ehe war der kleine Alfred. Es gelang, meine Schwester auf ein Vierteljahr, unter dem Vorwand, ihre Gesundheit herzustellen und Seebäder zu gebrauchen, unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit aus dem Hause des Vormunds zu entfernen. Es war darum zu thun, nach ihrer Niederkunft das Kind in gute und unerforschbare Pflege zu geben. Ich hörte zufällig einen rührenden Zug von der Armuth und Menschenliebe des Pfarrvikars von Crekelade, und be-

gab mich selbst hieher, mich zu überzeugen. Die Art, wie Sie mich aufnahmen, entschied.

„Ich habe vergessen, zu sagen, daß meine Schwester nicht mehr in das Haus des Oheims zurückgekehrt ist. Denn schon vor vier Monaten gewann ich gegen ihn den Prozeß und trat in den Besitz meiner mir rechtmäßig gehörenden väterlichen Güter. Während der Vormund einen neuen Prozeß gegen mich wegen Auslieferung meiner Schwester angehoben hat, ist vor wenigen Tagen der alte Lord, vom Schlage gerührt, gestorben, und mein Schwager erklärte nun seine Vermählung öffentlich. Damit ist der Prozeß vernichtet, auch die Ursache gehoben, das Geheimniß des Kindes länger zu verbergen. Die Aeltern sind mit mir gekommen, es abzuholen, so wie ich gekommen bin, Sie selbst mit Ihrer Familie abzuholen, wenn Sie meinen Antrag nicht verschmähen.

„Während des Prozesses, den ich führte, blieb nämlich die Pfarrei unbesetzt, davon meiner Familie das Rektorat gehört. Es ist an mir, die Pfründe, welche über zweihundert Pfund Sterling mit den großen und kleinen Zehnten einträgt, zu vergeben. Sie, Herr Vikar, haben Ihre Stelle verloren. Ich kann nur glücklich seyn, wenn Sie in meiner Nähe wohnen und die Pfarrei annehmen.“

Gott weiß allein, wie mir bei diesen Worten

zu Muth ward. Meine Augen verdunkelten sich unter Freudenthränen. Ich streckte meine Hände aus nach dem Manne, der mir ein Bote des Himmels ward. Ich fiel an seine Brust. Dann umschlang ihn Polly mit Freudengeschrei. Jenny küßte dankbar die Hand des Baronets. Er aber riß sich mit sichtbarer Rührung los und verließ uns.

Noch hielten mich meine entzückten Kinder umarmt, noch vermischten sich unsere Thränen und Glückwünsche, als der Baron wieder hereintrat, mit ihm sein Schwager Lord Sandom und dessen Gemahlin. Diese, ein ungemein schönes junges Frauenzimmer, ohne uns zu begrüßen, ging zur Wiege des Kindes. Da kniete sie vor dem kleinen Alfred, küßte seine Wange, und weinte mit ausgelassenem Schmerze und Entzücken. Der Lord hob sie auf, und hatte viele Mühe, sie zu beruhigen.

Nachdem sie sich erholt und sich bei uns Allen wegen ihres Betragens entschuldigt hatte, dankte sie in den rührendsten Ausdrücken erst mir, dann Polly. Diese lehnte allen Dank von sich ab, und zeigte auf Jenny, die sich an's Fenster zurückgezogen hatte, und sagte: „Meine Schwester dort ist die Mutter!“

Lady Sandom ging zu Jenny und betrachtete sie lange stumm und angenehm überrascht, sah dann auf ihren Bruder zurück mit einem lächelnden Blicke und schloß Jenny in ihre Arme. Die

gute Jenny in ihrer Demuth wagte kaum aufzusehen. „Ich bin Ihre Schuldnerin,“ sagte Mylady; „aber was Sie meinem Mutterherzen wohlgethan, kann ich unmöglich vergelten. — Machen Sie mich zu Ihrer Schwester, liebenswürdige Jenny. Denn Schwestern sollen und dürfen nicht gegen einander rechnen.“ — Wie sich Beide umarmten, trat der Baronet hinzu. „Da steht mein armer Bruder,“ sagte Mylady; „sind Sie nun meine Schwester, so darf er auch Ihrem Herzen näher stehen, liebe Jenny. Darf er?“

Jenny erröthete und sagte: „Er ist meines Vaters Wohlthäter.“ — Die Lady erwiederte: „Wollten Sie nicht die Wohlthäterin meines armen Bruders sein? Blicken Sie ihn freundlich an. Wenn Sie wüßten, wie er sie liebt!“

Der Baronet nahm Jenny's Hand und küßte sie, und sagte, als Jenny sie sträubend zurück ziehen wollte: „Miß, wollen Sie mich unglücklich sehen? Ich bin es ohne diese Hand.“ — Jenny, in Verwirrung, ließ ihm die Hand. Da führte der Baronet meine Tochter zu mir, und bat, ich solle ihn als meinen Sohn segnen.

„Jenny,“ sagte ich, „es geht dir, wie mir. Träumen wir? — Wirst du ihn lieben können? Entscheide du!“

Sie schlug die Augen zum Baronet auf, d[er] in banger Unruhe vor ihr stand, und warf

...schwunden

großen, durchdringenden Blick auf ihn; dann nahm sie in ihre beiden Hände seine Hand, drückte dieselbe an ihre Brust, blickte gen Himmel und sagte leise: „Gott hat entschieden!“

Ich segnete meinen Sohn und meine Tochter. Beide umarmten sich. Es war eine feierliche Stille. Aller Augen waren naß.

Plötzlich sprang Polly, mit thränenvollen Augen lachend, vor und hing sich an meinen Hals, indem sie rief: „Da haben wir's! Alles Neujahrgeschenk, siehst du, Bischofsmützen über Bischofsmützen!“

Indem erwachte Alfred.

Es ist umsonst — ich beschreibe diesen Tag nicht. Mein glückliches Herz ist zu voll. Und immerdar werde ich gestört.

Die Bohne.

Ich war in Verzweiflung — erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Bankier Walter — neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anläßen, in allen Polizeibureaux hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beschrieben; keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin sie gekommen. An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der ist immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windrose hinaus, um meine Göttin zu suchen.

Aber in Wien war sie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gasthof, wo sie gewohnt hatte, sehr deutlich gesagt wurde, ohngeachtet ich dasselbe Zimmer bewohnte, welches einst das ihrige gewesen, suchte ich sie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Messen, auf allen Redouten und Bällen, in allen Schauspielen und Lustorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umsonst. Meine Heilige war verschwunden.

So verließ ich trostlos die Kaiserstadt, und kehrte im bösesten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltsame meines Schicksals klar zu machen, muß ich Ihnen noch erzählen, wie ich das Fräulein kennen lernte. Sie werden in meiner Geschichte viel Wundersames finden; aber in der Liebe ist Alles Roman.

Vor drei Jahren machte ich eine Geschäftsreise nach Wien. Unserm Hause drohte damals großer Verlust durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen, und Wiens gesammte Herrlichkeit geniessen. „Wer weiß, dachte ich, du kommst in deinem Leben nicht wieder nach Wien!“

Meine Bekannte zogen mich in alle ihre Gesellschaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich sehr gütig; die schönen Wienerinnen meiner Bekanntschaft waren es nicht minder. Man wußte, ich sei unvermählt, und der Name unsers Hauses war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Bankier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines

guten, alten Vaters dachte ich noch an kein Heirathen. Desto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet!“ lispelte in einer Gesellschaft einst eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es ist ein gutes, liebes Kind,“ erwiederte die Nachbarin, „sie würde noch manchmal für schön gelten können, wenn sie nicht das häßliche Gebrechen hätte.“

„Ah!“ sprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermaal, das sie auf der Brust, gerade unterm Halse, hat? Man sagt, es gleiche einer Maus!“

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenn's weiter nichts wäre, hätte sie eben nicht nöthig, sich so nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen. Nein, es sieht vollkommen einem Kameel mit zwei Hökern, vier Füßen und langem Halse ähnlich.“

„Glauben Sie das nicht!“ sprach eine Dritte, welche sich nun in das Gespräch mischte: „Ich weiß die Sache genau. Es ist ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Busen ist schwarzbraun, wie Kaffee; und hinauf bis zum Halse, denken Sie nur, ich

bitte Sie um Gotteswillen, hinauf bis zum Halse mit dünnen, weißen Haaren bewachsen!"

„Ei, das ist entsetzlich!" rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir solch ein Unglück zugewachsen wäre," sagte eine der beiden Jüngern, und schlug die Augen sittsam zu ihrem Busen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gase spielte: „ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr."

Jetzt mengten sich auch Andere in das Gespräch; Jeder bestätigte die Geschichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieses Uebels.

Die Thür öffnete sich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir auch nicht schon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch seine Schönheit und Grazie überraschen müssen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; also ist Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die schöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten sich ihr mit einer durch süßes Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Brust war undurchdringlich verschleiert bis unter den Hals. Eben das erin-

nerte unaufhörlich diesen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!“ dachte jeder im Stillen: „warum war das Schicksal so grausam, und entstellte das reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!“ — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paare bereit; die schöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied spät aus einander. Die schöne Un-

glückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen, — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was Alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Fantast genug, mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Wesen in solchem Grade für sich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdiente doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich sie schon den andern Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eins der bizarresten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man noch wohl. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppen meines Gasthofes hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äusserte darüber mein Vergnügen, und bat um Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei dem Worte

sehen sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermaals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und Schultern; drum blickte ich lieber in das himmlischschöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppe hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach!“ seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!“

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen meinen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne Josephine — ich will das Fräulein nennen, wie die Tante sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber, das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die

traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeusserungen schien ich milde Spuren der Freundschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich selbst kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeit lang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du? — ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. Ich erschien mit dem Glockenschlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn noch in dieser Welt einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles sei berichtigt; ich

könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?“

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf; sie lag am Fenster, und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppen hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit, oder auch Freundschaft befahl.

Ich klopfte an. Die Thür sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgengewande, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!“ rief sie, „was fehlt Ihnen? was ist Ihnen begegnet? Wie sind Sie bleich und entstellt!“

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kasimirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn auseinander. Und — mögen mir's die Manen meines guten Vaters verzeihen — aber die Neugier ist eine der zudringlichsten Sünden! — Ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah

eine Brust hell und weiß wie Elfenbein, und, zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses, das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend, und schnell genug, den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, genug ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmels willen!“ rief die Tante: „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen.“

Das war Alles, was ich endlich vorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände und nahm Abschied. Bei diesem Abschied hielt Josephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur ein Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir blässer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte Alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht

meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; denn dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunke Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hätte die Welt verlassen; seine Asche ruhte schon im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfliessenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgegangen, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die

Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug.

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, naheten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplanen. Solche Ausbrüche vetterlicher und bäslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Naturnothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektmachern ihren Lauf, und bekümmerte mich nicht viel um ihre Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener vermögen so viel, als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unserer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Indessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längst vergessene Geschichte — mein Auf-

enthalt in Wien, und die schöne Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sofa auf, streckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild umfangen, und seufzte — nein, ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine! Josephine!"

Das, glaube ich, war die magische Stunde. — Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war schön genug für sich; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. — Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und stand von der gewaltigsten Leidenschaft berauscht am andern Morgen auf.

Nun erst war mir mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos der Schöpfung gewesen sein mag. Ich suchte Josephinen überall; ich sah sie überall. Ich dachte sie mir, als mein Weib, bald dort mit kleiner, häuslicher Arbeit am hohen Fenstersitz; bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreib-

liche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Verbindungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig; ich war in einem Strom von Empfindungen aller Art aufgelöset; bald hätte ich im Uebermaas der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Josephinen dachte, wie sie mich vielleicht verwerfen könnte. Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim, und für die Aussenwelt taub und blind ist.

Der Zustand ward mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt sie einen Andern. Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen; sie ist zu jung, hat Aeltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten, auf die unsereins nicht immer sieht; sie ist vom Adelsstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundschaftliche Verhältniß; tröstete mich durch die Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkührlichen Handdruck beim Abschiede. Aus Allem

leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders erklären liessen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und Elend!

Unter solchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erst als ich in der Ferne die Thürme vor mir sah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Josephine sei vor einem Jahr eine Fremde gewesen, wie ich, und schwerlich noch da.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verschwunden. Der Gasthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Mensch rathen. Alle meine Bekannten wußten so wenig von ihr, und wohin sie gereiset, als ich. Man schrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo sie oder ihre Tante Wechsel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatten. Aber der Augsburger Korrespondent war in der Zeit gestorben, und seine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigsten zürnte ich gegen mich selbst. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei meinem ersten Aufenthalt in Wien so unverzeihlich nachlässig gewesen, und mich um nichts bekümmert hatte, was sie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in sie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meisten erquickte, meine Leidenschaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Diese bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbeln; den gleichen Stuhl, auf dem sie gesessen; den gleichen Tisch, an dem sie geschrieben hatte. Alles Vergangene lebte so hell, so gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erschrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauschte, und ich meinte, sie werde es sein und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer selbst blieb nichts ununtersucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umsonst!

Seltsam — oder unbedeutend genug, gleich den ersten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand

ich in einem Ziehkästchen des Schreibtisches — lache nur Niemand! — eine schöne, glänzende braune **Bohne**. Man weiß, welch ein heiliges Symbol mir diese Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Josephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne sorgfältig auf. Und als ich nun die beste Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug sie zu einem Juwelier, ließ sie in Gold fassen, um sie beständig an seidener Schnur auf meiner Brust zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragischen Roman.

So schied ich aus Wien. Ich war sehr unglücklich, sehr trostlos. Ich schwor, mich nie zu vermählen. Ach, man schwört in der Uebereilung mancherlei!

Ich kam mir in meinem Vaterstädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen schienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geschäften; zerstreute mich mit gewagten Unternehmungen; sah keine Gesellschaften; mied allen Umgang. Nur Josephinens Bild schwebte beständig, wie mein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Brust war mir ein so liebes Heiligthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem

Unglücklichen seine Träume! Ich bildete mir zuletzt selber ein, die schöne Tarnau habe die Bohne selbst in das Ziehkästchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender Wahnsinn ist am Ende so gut, wie alle Philosophie, durch die man sich selig machen möchte.

Mein Aeusseres muß freilich nicht viel Seligkeit haben vermuthen lassen; denn Alle hielten mich für melancholich, krank und dem Untergange nahe. Man bestürmte mich mit Bitten, Einladungen, Zerstreuungen; sogar Doktoren wurden mir in's Haus geschickt. Ich mochte von Allem nichts.

Um aber der Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch sei, wie ein anderer Mensch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgesellschaften meiner Freunde zu besuchen.

So nahm ich einst auch die Einladung des Justizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Katastrophe meines Lebens hören.

Ich fuhr etwas spät zum Justizrath; Geschäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Gesellschaft beisammen; alles Herren aus meiner Bekanntschaft, mit Ausnahme eines einzigen, der mir als ein Oberstlieutenant in russischen Diensten, und seit Kurzem Besitzer des Priestischen Gutes, an-

derthalb Stunden von unserer Stadt gelegen, vorgestellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein stummes Kompliment, legte den Hut ab, und setzte mich. Man war gesprächig; mir desto lieber, denn ich hatte keine sonderliche Lust zu plaudern.

Der russische Oberstlieutenant, ein großer, starker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, schon über die Sechszig hinaus, aber noch voller Feuer, beschäftigte meine Aufmerksamkeit am meisten. Er trug einen Orden im Knopfloch: auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war sehr laut und gebieterisch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Persien, bald von der Moldau. Der Oberstlieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man ließ sich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachtessen ließ der Justizrath Punsch herumgehen bei Tische; die Unterhaltung war indessen lebhafter geworden. Der alte Offizier sprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Brustwunde verblutet, vom Pferde gesunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit seines Vortrages riß er die Weste von einander, seine Brustwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an seidener Schnur eine kleine, goldene Kapsel auf der Brust trug. Er selbst

nahm die Schnur hervor und rief: „Alles raubten mir die Janitscharen, nur dies Juweel, das Köstlichste meiner Besitzungen, rettete ich!“

Natürlich, Jeder glaubte, es sei ein Diamant von seltener Größe, oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute aus dem Orient.

„Ach, nicht doch!“ rief der Oberstlieutenant: „es ist nur eine Bohne!“

„Eine Bohne? schrien Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechselnd eins um's andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich?“— Denke sich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte. Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge; aber ich war gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!“ sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife: „Aber ich fürchte, die Geschichte ist Ihnen nicht interessant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren.“

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht

raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Oberstlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahr Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte Herr. — Aber im zwanzigsten Jahr ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen, ein extragesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Oberndarf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war, nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich zwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht ein; doch, nota bene! meine Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich

lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Aeltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie Alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch wirklich in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher als gegen jeden andern Offizier war; daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten ging, und sich im Winter von mir am liebsten im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indessen noch nicht schliessen, ob sie mich liebe. Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich; und da wußte ich nur zu viel.

Tausendmal wollte ich ihr Alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzusinken — aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht wie oft, mit leichterm Herzen nebst meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als da

mals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, sage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obersten Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene, wir konnten es nur nicht sagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je so fatal gegangen ist.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tische zwischen den brennenden Kerzen, ein umgelegtes Damenbret. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viel weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbret Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Stille in unserm Gespräch — doch dergleichen Pausen waren, nota bene! nichts weniger, als langweilig — invitirte mich die

Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen, und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweifelung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen, die mich so schelmisch-triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Busen. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erschrack ich, und Alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth, und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht

reden, und sie war stumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte schüchtern zu ihr hinüber; sie sah auf und gab mir einen etwas düstern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf; ich bog meine Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog sie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde sterben," rief ich, „wenn Sie mir böse wären. Denn nur für Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie ist mein Dasein nichts werth. Sie sind meine Seele, mein Himmel, mein Alles."

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge so viel, und sie, mit Thränen im Auge, hörte so viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und, nota bene! der Herr Oberst stand drei Schritte von uns im Zimmer, ohne daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder gesehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Gespenst geschlichen sein! Gott habe ihn selig! er ist jetzt im Paradiese.

Sehr überraschend kam uns daher das Donnerwetter seiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und

neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Besinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!" rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „Du, Sophie, verreisest morgen. — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, und verlassen die Provinz, oder sind des Todes."

Damit drehte sich der Oberst um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem Ungestüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ; wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da, das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hingefalten, wie eine Bildsäule.

„O Sophie!" sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen, und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!"

„Nein," erwiederte sie fest: „nicht auf ewig. So lange ich athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen." Und dies sagte sie mit einem

Tone — o, mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?“ fragte ich leise, und drückte meine glühenden Lippen auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit der Serafim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie,“ rief ich, sank zu ihren Füßen und umarmte ihre Knie: „ich schwöre es dir: Dir gehöre ich allein, so lange ich athme, und wohin mich auch mein Schicksal verschlagen mag!“

Nun entstand Todtenstille — unsere Seelen schworen zusammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückselige Bohne, welche an allem unserm Leiden Schuld gewesen war. Ich nahm sie, stand auf, und hielt sie Sophien mit den Worten vor: „Dies ist das Werk der Vorsehung! Ich behalte sie zum Andenken dieses Abends.“

Die Gräfin schloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten schöner. „Ja, es ist eine Vorsehung!“ lispelte sie, wandte sich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr schon

in der Nacht war sie verreiset. Der Oberst behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlassung ein, erhielt sie, und nun reisete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es ist halter eine Vorsehung!“ dachte ich, und reisete dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle Bohne. Diese ließ ich zu Königsberg in Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberstlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden; meine Jünglingshistorien waren halter vergessen, nota bene, aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kinburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der

Prinz von Nassau machte seine Sache gut! — da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu sterben. Ich ward von den Unglaubigen zwei Tage lang herumgeschleppt; aber, immer von unserer Reiterei verfolgt, liessen sie mich zuletzt halbtodt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskwa zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach vierundzwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange. Moskwa ist eine behagliche Stadt, aber Unsereinem, der kein Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Oberst von Oberndorf, und nota bene mit Sophie, vor vierundzwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wiedersehen, und wenn's

sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama oder — todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben!" dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reisete ab, sah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehemaligen Garnisonsstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen, spitzen Kirchthum mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene, nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophie, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Obrist von Oberndorf war gestorben vor vielen Jahren, und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte Niemand.

„Willst auch noch hin!" dachte ich: „Und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchst du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!"

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken,

sie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem schönen Gute, und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geschwind ich auf und dahin! Man zeigte mir einen schönen Landsitz, umgeben von geschmackvollen Gartenanlagen. „Da wohnt sie!" — Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt, und hatte doch fünfundvierzig Jahre!

Ich stieg aus dem Wagen. Schon sah ich die Holde, wie sie voll himmlischer Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde. „Ach, Weiberherzen! ob sie mich nur noch lieben mag?" dachte ich, und ging mit ungewissen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thür des Landhauses saßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie lasen. Aber Sophien sah ich nicht.

Ich entschuldigte die Störung, welche ich verursachte; denn sie schienen alle durch mein plötzliches Erscheinen überrascht zu sein.

„Wen suchen Sie?" fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?" sagte ich.

„Das bin ich selbst!" erwiederte zu meinem

Erstaunen die Vierzigjährige. Es war mir, als hätte ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, mir ist nicht wohl!“ seufzte ich, und setzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendste aller Schönheiten geflohen! — Ich kam aus meinen Täuschungen zurück; ich besann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, sie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte sie mich. Ach, also kannte sie mich nicht mehr!

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das erste, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. — Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war so beklemmt. Ich starrte das Bild des Obersten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. — „Ja, Alter,“ stammelte ich leise und mit einer Stimme, die nicht sehr fest war: „siehe nur deine Sophie an! — O, du hast an uns nicht wohlgethan!“

Die Gräfin stand verlegen neben mir, und schien sich vor meinen Deklamationen zu fürchten.

Ich wollte sie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr sprechen. Die Wehmuth hatte sich meiner zu sehr bemächtigt.

„Ihnen ist nicht wohl, mein Herr!“ sagte die Gräfin und sah sich ängstlich nach der Thür um.

„O sehr!“ seufzte ich: „Kennen Sie mich nicht?“

Sie faßte mich jetzt schärfer ins Auge, und schüttelte leise das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Busen hervor, kniete vor ihr nieder, und sagte: „Ach, Sophie, kennen Sie diese Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe sie treu bewahrt. — Sophie, damals sagten Sie: es gibt eine Vorsehung. Ja, es gibt eine.“

„Mein Gott!“ lallte sie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf sich aufs Sofa und wollte sich das bleichgewordene Gesicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entsetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien sahen. Noch ehe sie Wasser und Riechfläschchen gebracht hatten, war die Gräfin schon wieder zu sich selber gekommen. Sie rieb sich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenstrom hervor; sie schluchzte heftig und wie untröst-

lich; umschlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müssen. — Nun dachte ich nicht mehr ans Abschiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gast. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte sie mich geliebt! — Was der alte Oberst einst verhindert hatte, das verhinderte weder er, noch seine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin; wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geschichte oder die Geschichte dieser Bohne ist damit zu Ende, nota bene, noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

So erzählte der Oberstlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mit mir im Kreise herum; vor meinen Ohren wars ein Brausen und Sausen, wie vom Meere. Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberstlieutenants sei vorgefahren. „Schlechterdings

nicht," rief der Justizrath, „ich lasse Sie nicht zurück in der Nacht."

„Ha," sprach der Oberstlieutenant, „es ist eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondenschein dazu."

Man meldete meinen Wagen. Ich stand auf, ging zum Oberstlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Sie heißen von Tarnau?"

Er verbeugte sich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie diese Nacht bei mir zu," sagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden." Ich sagte das so ernst, ich möchte sagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich so heftig fieberisch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen sollte. — Trotz dem blieb er standhaft. Er wollte zurück. Es brachte mich seine Halsstarrigkeit fast zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!" sagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltsam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Brust zog und ihm die Bohne vorhielt: „Sehen Sie — nicht bloß Spiele der Natur — Spiele des Verhängnisses, — auch ich trage die Bohne."

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit solchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören.

Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen.“

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich merkte das, als sie wieder ins Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten.“ Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?“ hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg.“

„Und waren etwa vor einem Jahre in Wien?“

„Da war ich!“ antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!“ sagte er: „Meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken.“

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberst-

lieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?“ fragte er: „Ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie Wichtiges mit mir?“

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er: „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder: „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar, man muß sich einander kennen lernen.“

Wir schieden; ich ging zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, als in fieberischem Geträume.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um . . .“

„Mir fehlt das Adelsdiplom!“ fiel ich ihm in's Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.“

„Was fehlt mir?“ fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist. Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der größte etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man Keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Bohne da ist's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorsehung; erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich

zwischen vereint gewesene Herzen warf, und zuletzt die Boussole, welche uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist bloßes Spiel der Phantasie. Ich lebte für Sophien seit dem Augenblick, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden von Ihrem Traum erwachen, wenn Sie meine Tochter wieder sehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdisches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen wir ohne anders in der Fronte an: Josephine liebt Sie nicht."

„Das ist hart!" seufzte ich: „aber sind Sie dessen gewiß?"

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalte in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Graf von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen merkte, ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon."

„Wenns so ist, Herr Oberstlieutenant," —

sagte ich nach einer langen Pause, in der ich mich zu sammeln suchte: „wenns so ist, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir ist besser, Ihre Tochter nie wieder zu sehen."

„Sie irren sich. Ihre Ruhe ist mir lieb. Sie müssen sie sehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu genesen."

Nach langem Für und Wider setzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That spürte ich wohl, die Phantasie möchte mir einen Streich gespielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal so innig vertraut, schmückte ich Josephinen mit so verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — so stille, zarte, treue, stumme Gegenliebe an, daß ich erst jetzt, da ich das erstemal mit einer dritten Person über meine Herzensangelegenheit Worte wechselte, bemerkte, die Hälfte meiner Geschichte sei von mir selbst erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgesprochen ist, kennen wir deren Gestalt nicht. Erst die Hülle des Gedankens, das Wort gibt den Vorstellungen Bestimmtheit und Wesen, scheidet den Traum von Wahrheit, und setzt den Geist ins Verhältniß über sie, wie von ihm gesonderte, fremde Wesen zu urtheilen.

Es war ein schöner Juniusmorgen, als wir

nach dem Tarnau'schen Gute hinausfuhren, und — worüber ich selbst erstaunte — mein Gemüth blieb so hell und ruhig, wie es seit einem Jahre nicht gewesen war. Meine einfachen, höflichen Verhältnisse zu Josephinen und ihrer Tante während des ersten Aufenthalts zu Wien standen so klar vor meiner Erinnerung da, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie ich noch gestern, und seit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrausch geschaffen hatte. Ja, das Aergste war, ich erkannte jetzt, daß ich Josephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich sie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich sie sehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa still. Die Bedienten sprangen herbei. Der Oberstlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen; dann, indem er die älteste der Frauen in seinen Arm nahm, sagte er: „Und dies ist meine Sophie!"

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der sechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom gestrigen Abend so interessant geworden. „Ach!" seufzte ich still im Herzen: „was sind Jugend und Schönheit!"

Beinahe hätte ich glauben sollen, der welterfahrne Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen gelesen. Er drückte die Hand

seiner Gemahlin küssend an den Mund, und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, man kann sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sein sollen; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen.“

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum andernmale.

„Und wo steckt Josephine?“ fragte der Alte: „Sie wird sich freuen, ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern.“

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Aurikeln zu begiessen, ehe die Sonne zu hoch tritt!“ entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Frösteln. Alle meine Illusionen waren dahin. — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Geniesprünge meiner Phantasie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Gesellschaft, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien so peinlich vermißt hätte.

Während des Gesprächs trat ein junger Mann, von edler äusserer Bildung, ins Zimmer. Sein Gesicht war blaß, sein Auge todt und düster; in seinem Wesen lag etwas Unnatürliches, Verstörtes.

„Gnädige Frauen," sagte er hastig und eintönig, als hätte er die Anrede einstudiert, „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreise heute nach der Residenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abwesend sein. Es ist eine weite Reise vielleicht."

Der Oberstlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und sah ihn unbeweglich an.

„Was ficht Sie an, Graf Holten?" rief er: „Sie sehen aus, wie einer, der einen Mord begangen hat."

„Nein," erwiederte mit gewaltsamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden ist."

Damit küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberstlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu sagen. Der Oberstlieutenant ihm rasch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieser junge Mann sei der Graf Holten aus der Nachbarschaft; gestern Abend, wie oft geschehen, zum Besuch angekommen; noch vor einer Stunde sehr vergnügt gewesen, und nun sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Was ist ihm begegnet?“ fragten die Damen den Oberstlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernsthaft, schüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu seiner Sophie hinüber und sagte: „Frage doch Josephinen.“

„Hätte sie ihn beleidigt?“ forschte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!“ erwiederte er: „Es ist eine lange Geschichte, der Graf aber gab sie mir mit zwei, drei Worten: „Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt.“

Indem öffnete sich die Thür und das Fräulein von Tarnau trat herein. Sie wars! und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger, als ich sie in meinen Träumen gesehen. Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — ich war der glückseligste und elendeste aller Sterblichen.

Hoch erröthet stand Josephine unter der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten umgewechselten Begrüßungen, ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöset. Ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß ihr Vater die mährischen

Güter unangenehmer Familienverhältnisse willen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief sie, indem sie die Hand der Tante in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte: „Habe ich's Ihnen nicht gesagt? habe ich nicht Recht gehabt?“

Die gute Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick Einen um den Andern, stand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden. — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davongegangen?“

Josephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben sich. Man ging in den Garten. Der Oberstlieutenant zeigte mir seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren. Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu

ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!" rief Josephine, „und wenn Sie wüßten, was ich Ihretwillen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen."

Nun — wie hätte ich anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkunft in der Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht ins Schnupftuch verhüllt. — Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?"

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich

mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das Alles Wahrheit?“ fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich.“

Sie nahm die Schnur, wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Dann lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achsel und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!“

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „O könnte ich jetzt sterben!“ — Sie sah erschrocken zu mir auf.

Die Stimmen der Kommenden zwischen den Gebüschen der kleinen englischen Anlage mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Josephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern standen. Der Oberstlieutenant sah es, und lachte laut auf. — Josephine verbarg ihr schönes Antlitz an der Brust der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wissen ja, daß Josephine meine Gattin ist; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's sämmtliche ausgewählte Schriften

Bd.: 15.

Aarau 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7866 -15/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263141-9